*Der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen*

Moritz von Kotzebue, August von Kotzebue

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der
# Ruſſiſche Kriegsgefangene
# unter
# den Franzoſen,

von

Moritz von Kotzebue,
Ruſſiſch = Kaiſerl. Lieutenant im Generalſtabe des St. Wladimirordens Ritter,

herausgegeben

von deſſen Vater

A. v. Kotzebue.

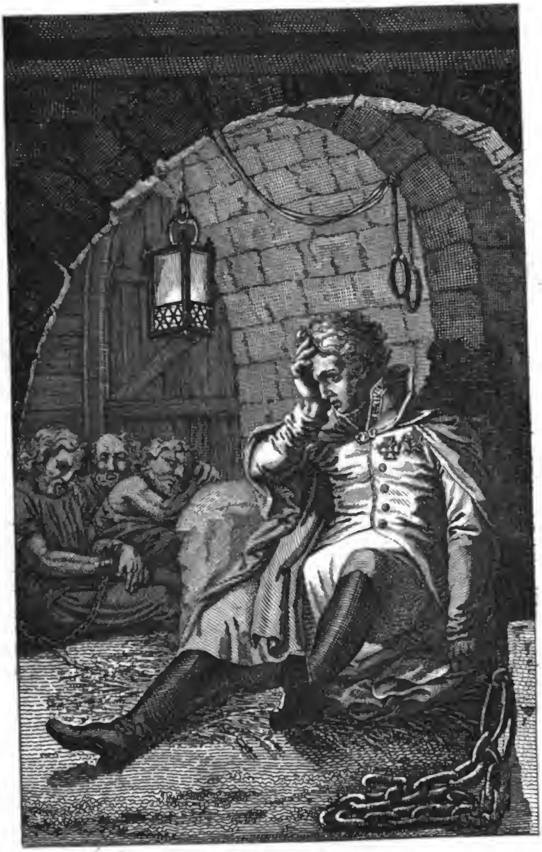
---

Wien, 1816.
In der Franz Haas'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

# Der Ruſſiſche Kriegsgefangene unter den Franzoſen,

von

MORITZ von KOTZEBUE,

Ruſſiſch-Kaiſerl. Lieutenant im General-ſtabe, des St. Wladimirordens-Ritter,

herausgegeben von deſsen Vater

A. v. KOTZEBUE.

---

Wien

in der Haas'ſchen Buchhandlung.

1816.

Digitized by Google

# Vorwort.

Ich ſetze wohl nicht mit Unrecht voraus, daß die meiſten Deutſchen, die nicht zum Soldatenſtande gehören, keinen lebendigen Begriff davon haben, wie es bey der Gefangennehmung eines Officiers, bey deſſen Transportirung und Aufenthalt an dem ihm angewieſenen Orte herzugehen pflegt. Da nun mein Sohn eine treue, ungekünſtelte Erzählung von ſeinen und ſeiner Unglücksgefährten Abentheuern aufgezeichnet hat, ſo vermuthe ich, daß deren Mittheilung vielen Leſern willkommen ſeyn werde. Vielleicht iſt er bisweilen zu ſehr in's Einzelne gegangen; vielleicht ſind manche ſeiner Urtheile auch einſeitig oder unreif; aber da doch in dem Ganzen ſein Herz und Ge-



Digitized by Google

müth ſich ausſprechen, ſo habe ich nichts daran ändern mögen.

Ein zweyter Grund, der mich bewegt, dieſe Blätter dem Drucke zu übergeben, iſt der Wunſch des jungen Mannes, allen ſeinen Wohlthätern herzlich und öffentlich zu danken. In dieſen Dank ſtimmt auch ſein Vater mit gerührtem Herzen ein.

Königsberg, d. 9. May 1815.

A. v. Kotzebue.

Digitized by Google

## Erſtes Capitel.

### Meine Gefangennehmung.

Ich ſtand bey dem Corps des Herrn Grafen von Wittgenſtein vor Polozk. Es war am 10. Auguſt a. St. 1812, als die Avantgarde unter dem General Wlaſtoff anderthalb Meilen von Polozk die Poſition bey dem Städtchen Belo einnahm. Ich war der einzige bey der Avantgarde befindliche General-Stabsofficier, da mein Bruder eben krank war. Fünfviertel Meilen vom linken Flügel befand ſich ein Wald, der nothwendig recognoscirt werden mußte, weil er ſich nach der Gegend von Polozk hin erſtreckte, wo der Feind ſtand. Leider! erfuhr ich zu ſpät, daß dieſer Wald auch einen ſehr guten Communicationsweg verbarg.

Wir hatten eben ein Treffen liefern müſſen, Alles war noch müde, das ganze Corps ruhte, da beſchloß ich, ganz allein den Wald ſo weit als möglich zu unterſuchen. Ich ritt langſam hin. Als ich

Digitized by Google

näher kam, fand ich einen ziemlich guten Weg, der weiter hinein immer beſſer zu werden ſchien, bemerkte aber durchaus keine friſchen Spuren weder von Pferden noch Wagenrädern. Hierdurch dreiſt gemacht, wagte ich mich langſam vorwärts und entdeckte bald ein Dorf. Es lag in einer Art von Vertiefung, ſo daß man es ſehr gut überſehen konnte. Da ich Niemanden gewahr wurde, und doch auch nicht unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, ſo ritt ich hinein, hielt vor dem erſten Hauſe, und mußte ziemlich lange aus Leibeskräften ſchreyen, bis ein Bauer ſich zeigte, der auf die Frage: ob Franzoſen im Dorfe wären? antwortete: noch habe er keine geſehen. Ich mußte das wohl glauben, da der Kerl noch einen ſchlechten Rock auf dem Leibe hatte und ich auch Gänſe auf dem Hofe ſchnattern hörte; Dinge, die man nicht zu finden pflegt, wo Franzoſen gehauſt haben. Leuten, die auf langen Märſchen nur leere, zerſtörte Dörfer und keine Menſchenſpur getroffen haben, gewährt es in der That ein unbeſchreibliches Vergnügen, wenn ſie auch nur einen Hund bellen hören.

Ich erfuhr unter andern von dem Bauer, den ich ausfragte, daß von hier ein ſehr guter Weg nach Polozk führe, der ſich, eine halbe Meile weiter, mit der großen Straße vereinige, auf welcher wir drey Tage zuvor retirirt hatten. Sogleich entſchloß ich mich, bis dahin zu reiten, die Lage aufzuzeichnen, dann umzukehren, Rapport abzuſtatten,

und dem General die Beſetzung des Dorfes vorzuſchlagen. Nach meiner Meinung würde das unſern linken Flügel vor einem Ueberfall ſchützen, wie ich hernach erfuhr, auch wirklich des Feindes Abſicht war; und zweytens lag, ſo viel ich mich erinnern konnte, das Dorf den feindlichen Vorpoſten ſchon im Rücken, die man folglich unbemerkt umgehen konnte. Das waren die ſchönen Entwürfe, die mich beſchäftigten, während ich zeichnete, und durch die, wären ſie ausgeführt worden, ich mir wohl ein Verdienſt zu erwerben vermeinte.

Aber kaum war ich mit meiner Zeichnung fertig, als plötzlich aus demſelben Dorfe etwa zwanzig feindliche Reiter auf mich zuſprengten. Ich habe mancher heißen Schlacht beygewohnt, aber nie haben mir die Haare ſo zu Berge geſtanden, als in dieſem Augenblicke. Indeſſen bemerkte ich doch, daß es Uhlanen waren, und ſchloß aus ihrem unordentlichen Durcheinanderreiten, daß wohl kein Officier darunter ſey. Gegen zwanzig Uhlanen fechten zu wollen, wäre Dummheit geweſen; mich einem ſolchen Haufen ergeben, wollte ich aber auch nicht: ich gab alſo meinem Gaule die Sporen, und floh. Freylich hatten meine Verfolger mir den Rückweg verſperrt, ich mußte vorwärts, gerade nach der feindlichen Seite; allein ich hoffte, entweder noch durch ein halbes Wunder zu entkommen, oder doch wenigſtens auf ein ſtarkes Piket zu ſtoßen, deſſen Officier mich vor Mißhandlungen ſchützen werde.

Digitized by Google

Vielleicht errinnert er ſich meiner noch. Mein gutes Perſpectiv hinterließ ich ihm zum Andenken *).

Von den mir nachſetzenden Reitern war nichts mehr zu hören. Sie mochten, umkehrend, wohl berechnet haben, daß ich der Gefangenſchaft doch nicht entgehen könnte. Ein Unterofficier, mit zwey Mann, ſollte mich nun weiter zum Hauptquartier geleiten. Ich drückte dem Hauptmann noch ein Mahl die Hand, warf einen letzten traurigen Blick auf mein blutendes Pferd, und ließ mich fortführen.

Wenn man ſelbſt ſchon Soldaten commandirt hat, ſo iſt es ein kränkendes Gefühl, nun plötzlich unter dem Commando von gemeinen Soldaten zu ſtehen. Als ich, den Blick auf den Boden geheftet, meinem erſten Führer folgte, und vermuthlich in Gedanken etwas aus der Mitte getreten war, erſcholl ſogleich hinter mir ein barſches: man bleibe in der Mitte! Es ging mir durch die Seele.

Nach einer guten Viertelſtunde ſtießen wir auf den zweyten Poſten, bey dem ſich zwey Officiere be-

*) Schade, daß der Verfaſſer nicht den Nahmen dieſes Mannes aufzeichnete, oder in ſein Gedächtniß ſchrieb. Man wird, dem Himmel ſey Dank, noch öfter in dieſen Blättern finden, daß der arme Gefangene auf ſehr edle Menſchen ſtieß, aber leider hat er faſt immer ihre Nahmen vergeſſen!

A. d. H.

Digitized by Google

fanden. Der Aeltere von beyden befahl mir ſogleich, die etwa bey mir habenden Papiere abzuliefern. Eine kleine General-Charte von der Gegend von Polozk ausgenommen, die ich abgab, hatte ich zum Glück nichts von Bedeutung bey mir. Das ſchienen die Herren nicht recht zu glauben, und verſicherten mich, daß man im Hauptquartier mich ſehr ſtreng unterſuchen, und folglich kein Läugnen helfen werde. Ich wurde empfindlich. „Wenn Sie meinem Worte nicht trauen“ ſagte ich, „ſo durchſuchen Sie meine Uniform.“ Zugleich machte ich Anſtalten, ſie auszuziehen. Dazu ließen ſie es aber doch nicht kommen, und betheuerten ganz höflich, ſie thäten nur ihre Pflicht.

Andere Soldaten ſtanden ſchon bereit, mich weiter zu führen. Ein Glück, daß der dichte Wald uns ſeine Schatten lieh, denn die Hitze war ſo brennend, daß ich, des zu Fußegehens ungewohnt, oft vor Mattigkeit umſinken zu müſſen glaubte. Der Unterofficier, meine Schwäche bemerkend, fragte, ob ich ausruhen wolle? da man ihm befohlen, mich ſchonend zu behandeln. Dieß Anerbiethen war mir ſehr willkommen. Meine Zunge lechzte nach einem Trunke Waſſer, wornach wir uns vergebens umſahen. Der Unterofficier hatte nur ein wenig Branntwein, das er ſogleich redlich mit mir theilte. Da ich noch etwas Geld bey mir hatte, ſo wollte ich ihm den Schluck bezahlen, allein das nahm der brave Kerl ſehr übel, und meinte, ſo etwas müſſe man für einen

Cameraden ohne Bezahlung thun, auch könnte ihn ja täglich daſſelbe Loos treffen, und dann werde Gott ihm ſchon vergelten. Gerührt ſchrieb ich einen Zettel in ruſſiſcher Sprache, in dem ich mit wenigen Worten ſeiner freundlichen Dienſte erwähnte, und ihn allen denen empfahl, in deren Hände er etwa fallen möchte. Wer, ſelbſt in Noth, mit einem armen Gefangenen ſeine Paar Tropfen Branntwein theilt, der thut wahrlich mehr als der Reiche, der Hunderte zur Armencaſſe ſteuert.

Geſtärkt zogen wir weiter, und erreichten in einer halben Stunde ein kleines Lager, eine Viertelſtunde vor Polozk. Ich ſelbſt hatte noch vor drey Tagen es mit unſern Truppen beſetzt. Auf einem kleinen Hügel ſtand ein Heiligenbild durch ein Obdach geſchützt, da hatte mein General campirt, und eben da campirte jetzt der Oberſte, ein ehrwürdiger Graukopf, der an einem Tiſche ſaß und emſig ſchrieb. Als ich ihm gemeldet wurde, ſtand er auf, fragte nach meinem Rang und Nahmen, ſtutzte ein wenig, als er den Nahmen Kotzebue hörte, wandte ſich aber ſehr freundlich zu mir, und verſicherte mich einer guten Behandlung. Ich rühmte die bisherige. Er ſchüttelte mir treuherzig die Hand, und übergab mich einem Adjutanten, der mich zum General führen ſollte. Dieſe zarte Schonung, dem deutſchen Krieger eigen, rührte mich tief; mein naſſes Auge ſagte dem Greiſe, was meine Zunge nicht hervorzubringen vermochte.

Unſer Weg führte uns über daſſelbe Schlachtfeld, wo wenige Tage zuvor ſo mancher meiner wackern Landsleute den Tod gefunden; wo meinem braven Bruder bey Erſtürmung eines Kloſters das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde, und nach der Schlacht drey Kugeln in ſeinem Mantel ſich fanden. Zerbrochne Flinten, Lanzen und Torniſter lagen noch umher, unter ihnen auch Verwundete, die nach Hülfe ächzten, und die, der Menge halber, nicht alle hatten fortgeſchafft werden können. An das Begraben war vollends nicht zu denken.

Vor allen bemerkte ich einen unglücklichen Ruſſen, an dem ich ſehr nahe vorbey mußte. Eine Kanonenkugel hatte ihm dermaßen das Bein zerſchmettert, daß keine Rettung möglich war. Er ſchien auch den Tod ruhig zu erwarten. Halb ſitzend, den Kopf an einen Stein gelehnt, hatte er das Geſicht nach einer nahen Kirche gerichtet, und ſchien in Andacht verſunken. Nur eine ruſſiſche Uniform war im Stande, ihn daraus zu wecken. Mit einer Art von Wohlgefallen heftete er die Augen auf mich, und ſagte mit gebrochner Stimme: „Gottlob! ich ſehe vor minem Ende noch einen Ruſſen! Gewiß ſind Sie gefangen, aber doch glücklicher, als ich — nicht weil Sie ein Bein mehr haben — Sie werden die Ihrigen wieder ſehen — Ach Gott! ich habe Frau und Kinder! nur ein Mahl möchte ich ſie noch ſehen! gern gäbe ich mein anderes Bein darum!“ — Lange konnte ich den Anblick nicht ertragen. Ich reichte ihm die

Hand, erinnerte ihn an das ruſſiſche Sprüchwort: **Fürs Vaterland ſterben iſt Heiligwerden**, und ſchied.

Ich habe mich nachher bey dem General-Chirurgus für den Unglücklichen verwandt, erhielt aber die Verſicherung, daß keine Rettung möglich wäre, und auf die geringſte Bewegung, ihn fortzuſchaffen, ſogleich der Tod folgen würde. Auch der mich begleitende Adjutant war ſehr gerührt, und wir gingen ſtumm neben einander bis zum Hauſe des Generals, das etwa tauſend Schritte vor der Stadt lag, das nähmliche, wo Graf Wittgenſtein einige Tage zuvor ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Es war gar nicht mehr zu erkennen, denn die letzte Schlacht begann mit einem Angriff, wo plötzliche Salven einer zahlreichen Artillerie beſonders auf das Hauptquartier gerichtet waren, wodurch Wände, Dach und Fenſter in einem Augenblick einem Siebe ähnlich wurden. Zum Glück war der Graf kaum eine Viertelſtunde zuvor weggeritten, um den rechten Flügel in Augenſchein zu nehmen. In dieſem durchlöcherten Hauſe empfing mich der bayerſche General, und, nachdem er einige Fragen an mich gethan, ſchickte er mich in die Stadt zum dem General **Wrede**.

**Polozk** hatte ich ſchon früher als eine recht artige Stadt gekannt, jetzt fand ich ſie ſehr verändert. Jedes Haus glich ſo zu ſagen einer Bruſtwehr, faſt jede Straße verpaliſadirt, der ſchöne Spaziergang in eine Redoute umgeſchaffen. Statt friedlicher, ihr

Gewerbe treibender Bewohner erblickte man nur müſ-ſige Officiere und hungrige Soldaten. Die Hoſpi-täler wimmelten von Verwundeten und Todten; die Luft war ſo verpeſtet, daß man die Naſe zuhalten mußte.

Der Weg führte uns über den Markt, ſonſt im-mer angefüllt mit Juden, jetzt mit Franzoſen. Mein Erſcheinen erregte Neubegier; viele, die auf drey Schritt nach Branntwein rochen, kamen heran ge-hüpft, wollten mich umringen, und mir ihre be-kannte Redſeligkeit beweiſen, als der Adjutant durch die Worte: „hier wohnt der General Wrede," aller Unterhaltung ein Ende machte.

Wir traten in das Haus, und fanden im erſten Zimmer einen ſehr elegant gekleideten, durch und durch parfümirten Secretair, der mir höflich eine Priſe Tabak anboth. Ich bath ihn ſtatt deſſen um ein Glas Waſſer. Ah, Monsieur, Vous n'a-vez qu'à commender, Vous en aurez avec du vin. In der That erquickte er mich durch einen Trunk. Nun wollte er aber auch ſeine Neugierde befriedi-gen; allein die Thür öffnete ſich, und der General Wrede erſchien. Höflich zwar, allein ſehr ernſt war ſein Gruß und ſehr forſchend ſein Blick, als fände er etwas verdächtiges an mir.

„Ich werde Sie ſelbſt zum comandirenden Ge-neral St. Cyr führen" war ſein erſtes Wort, in-dem er nach Hut und Degen griff. Dießmahl machte

Digitized by Google

man auf den Straßen uns ehrerbiethig Platz, und alle bons mots wurden erſtickt.

Der General St. Cyr wohnte im Jeſuitenkloſter, ein ſchönes Gebäude, das ich auch ſchon früher kannte. Wir hatten bald des Kloſters dunkle Gänge erreicht, wo die Mönche wie Geſpenſter herumſchlichen. Der General St. Cyr begrüßte mich ſehr freundlich, und ſeine erſte Frage war: J'espère que Vous n'avez pas été maltraité par mes troupes? (Ich hoffe, daß Sie von meinen Truppen nicht gemißhandelt worden ſind?) Ich verſicherte das Gegentheil, und erzählte dankbar, wie es mir ergangen. Allein hierauf erhob der General Wrede ſeine Simme, und ließ ſich folgendermaßen vernehemen: „Ich weiß, daß Sie nicht durchſucht worden ſind. Sie werden alle ihre Papiere hier auf den Tiſch legen.“

„Außer einer kleinen Charte“ erwiederte ich, „die ich ſchon auf dem zweyten Poſten dem Officier übergeben, habe ich nichts bey mir gehabt.“ Es wurde ſogleich ein Adjutant abgefertigt, um die Charte zu hohlen. „Bedenken Sie“ fuhr der General Wrede fort: „daß man Sie durchſuchen wird.“ Dieſe Redensarten fielen mir auf, ich war empfindlich, und machte Anſtalten, das nähmliche Manöver zu wiederhohlen, deſſen ich auf dem zweyten Poſten ſo großmüthig überhoben wurde, nähmlich meine Uniform auszuziehen, und, wenn das noch nicht hinreichend wäre, mich ganz zu entkleiden. Allein der General St. Cyr, der ein eben ſo fein gebildeter

Digitized by Google

Mann als kluger Feldherr iſt, erklärte, mein Wort ſey hinreichend, und — um gleichſam das Vorgegangene zu entſchuldigen — fügte er hinzu: eine ſolche Unterſuchung pflege bloß zu geſchehen, weil der Gefangene, von ſeinem plötzlichen Unglück noch betäubt, ſich nicht gleich erinnern könne, was er bey ſich trage, und daher wohl thue, bey gefaßterem Muthe ſeine Taſchen noch einmahl durchzuſuchen. Die mancherley Fragen, die nun an mich ergingen, beantwortete ich ſo lakoniſch als möglich, um auch das Wenige nicht zu verrathen, was ich etwa wußte.

Eine ſonderbare Empfindung ergriff mich, als ich unter den Adjutanten des Generals den jungen Maſſena, den Sohn des berühmten Marſchalls, gewahr wurde. Wir hatten nähmlich ein paar Stunden vor der letzten Schlacht auf den Vorpoſten Bekanntſchaft mit einander gemacht und brüderlich eine Flaſche Wein getheilt. Da bey dieſer Gelegenheit natürlich bloß von krigeriſchen Ereigniſſen und auch von der Möglichkeit, gefangen zu werden, geſprochen wurde, ſo hatten wir auf dieſen Fall einander gegenſeitig Hülfe zugeſagt, und jeder hatte dem andern ſeine Adreſſe gegeben. Gleich darauf ſchmetterten die Trompeten, jeder eilte auf ſeinen Poſten, und die blutige Schlacht begann. Alles das fiel mir erſt wieder bey, als ich ihn plötzlich gewahr wurde. Wir umarmten uns in Gegenwart des Generals, der große Augen machte, bis wir ihm die Veranlaſſung erzählt hatten.

Mit vieler Güte erlaubte mir der General St. Cyr, einen offenen Brief an die Meinigen zu ſchreiben, erkundigte ſich nach dem Aufenthalte meines Vaters, und lachte, als ich ihm ſagte: mein Vater ſtehe nur noch mit Einem Fuße in Rußland, den andern habe er bereits aufgehoben, um im Nothfall in England ihn niederzuſetzen. Monsieur Votre père a raison de prendre ses précautions, (Ihr Herr Vater hat Recht, Vorſichtsmaßregeln zu nehmen) war ſeine Antwort, mais notre Empereur est bon (aber unſer Kaiſer iſt gut.) Darauf wandte er ſich zu Maſſena und ſagte: Vous aurez soin que notre prisonnier soit bien logé et surtout qu'il ne meure pas de faim. (Sie werden dafür ſorgen, daß unſer Gefangener eine gute Wohnung erhalte, und vor allen Dingen, daß er nicht Hungers ſterbe.) Die letzte Erinnerung war ſehr weiſe, denn die Herren ſahen mir ſämmtlich ſo aus, als hätten ſie ſchon manche Woche gehungert; eine Vermuthung, die ich bald beſtätigt fand.

---

## Zweytes Capitel.

### Mein Aufenthalt in Polozk.

Indem wir das Jeſuiter-Kloſter durchliefen, in welchem die Mönche mir eine Zelle einräumen ſollten, erzählte mir Maſſena, daß man die in der

Schlacht gefangenen ruſſiſchen Officiere Tages zuvor nach Wilna transportirt habe. Das war mir höchſt unangenehm, denn es befand ſich unter ihnen der Major Switſchin, ein lieber Freund von mir. Nur ein ſchwer verwundeter Hauptmann war zurückgeblieben, den wir ſogleich beſuchten; auch ein alter Bekannter, deſſen Freude bey meinem Anblick unbeſchreiblich war. So gern ich auch dieſelbe Zelle mit ihm bewohnt hätte, ſo wurde ich doch durch den unleidlichen Geſtank, den ſeine Wunde verurſachte, daran gehindert. Ich verſprach, ihn ſo oft zu beſuchen, als mir nur immer erlaubt werden würde. Ein hereintretender Mönch zeigte mir an, daß meine Zelle ſchon geräumt ſey. Sie befand ſich im dritten Stockwerke, war nicht übel, und wurde von einem hungerigen Soldaten bewacht. Hier empfahl mich Maſſena der Fürſorge des Mönchs, und entfernte ſich. Kaum hatte er uns verlaſſen, als der Jeſuit ſich durch die Worte Luſt machte: Die verfluchten Franzoſen! und nun ergoß ſich ſeine Erzählung einem Strome gleich, wie ſie die Stadt und beſonders die ſchönen Kloſterkeller geplündert, auch die Kirche nicht verſchont hätten. Der gute Mann mußte ſich wenig um die Welthändel bekümmert haben, da ihm das alles ſo neu ſchien.

Es war bereits acht Uhr Abends, und ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen, ich unterbrach daher den Strom ſeiner Rede beym erſten Athemhohlen, indem ich nach dem Mundvorrath des Klo-

ſters mich erkundigte. Als der gute Mann, den ich ſo gern in der Küche gehabt hätte, doch immer noch nicht aus dem Keller heraus wollte, fiel mir das ſchöne ruſſiſche Sprüchwort ein: Der Satte verſteht den Hungerigen ſelten. Endlich blieb mir nichts anders übrig, als ihn zu überſchreyen, und ſo preßte ich ihm endlich die tröſtliche Nachricht aus, daß man in einer halben Stunde ſich zum Abendbrod verſammeln werde, und ich dann auch in Begleitung meiner Schildwache mich einfinden könne. Dieſe halbe Stunde verkürzte er mir noch durch fortgeſetztes Schimpfen auf die Franzoſen, und er ſtand eben im Begriff, ſie in's Fegfeuer zu jagen, als der ſüße Ton der Eßglocke erſchallte, worauf wir Arm in Arm von der Wache begleitet, durch die entweihten Hallen der klingelnden Einladung folgten.

Wir traten in einen großen, mit Heiligenbildern verzierten Saal, in welchem ringsumher gedeckte Tiſche mich anlächelten. Ich wurde von ſämmtlichen Jeſuiten, unter welchen es auch viele Deutſche gab, ſehr freundſchaftlich empfangen. Nach der Mahlzeit bildete ſich ein Kreis um mich, der in allen Sprachen ſeine Noth klagte, und ſeinen Kummer gleichſam in Freundesbruſt ausſchüttete. Ich tröſtete ſie durch die Hoffnung, daß die Ruſſen bald in Polozk einmarſchiren würden. Mit erheiterten Geſichtern wünſchten ſie mir eine angenehme Ruhe.

Allein dazu gehört mehr, als die bloße Luſt zu

ſchlafen. Einſam in meiner Zelle fühlte ich nun erſt mein Unglück in ſeinem ganzen Umfange. Nur im Kriege kann der General-Stabsofficier auf ſeiner Laufbahn vorwärts ſchreiten — Dieſe Ausſicht war mir nun geraubt! — mein Vaterland vom Feinde überſchwemmt — ich in Noth — von den Meinigen getrennt — ohne Hoffnung baldiger Rückkehr — was Wunder, daß ich mich ſchlaflos auf meinem Lager herum wälzte!

Am Morgen führte Maſſena mehrere General-Stabsofficiere mir zu, die als Cameraden mir Troſt bringen, eigentlich wohl mich aushohlen wollten. Die Rede fiel natürlich auf die letzte Schlacht. Ich konnte die in derſelben begangenen Fehler um ſo weniger vertheidigen, da wir geſchlagen worden waren; doch ermangelte ich nicht, ſie recht oft an die 18 Kanonen zu erinnern, die wir dennoch dabey erobert, und an die Mannhaftigkeit unſerer Cavallerie, die bis in die Stadt zu ſprengen gewagt hatte. Auch machte ich leiſe mich darüber luſtig, daß ihre Cavallerie ſo lange auf dem jenſeitigen Ufer der Düna geweidet, und im Verfolgen ſich dadurch verſpätet hatte, welchem Umſtande wir größten Theils unſere Rettung verdankten. Sie gaben das zu, und ſchrien von allen Seiten, der General ſey auch dafür arretirt worden.

Gern wäre ich meine Gäſte wieder los geweſen, da ich Briefe ſchreiben und mich überhaupt in die militäriſchen Erörterungen nicht zu tief einlaſſen wollte.

Digitized by Google

Allein ſie waren unter einander in Streit gerathen über die Beſtimmung des Tages, an welchem ſie in Petersburg einzurücken gedachten, die Prahlereyen wurden unerträglich, und ich miſchte mich endlich wieder in's Geſpräch, mit dem Vorſatz, es wo möglich noch ärger zu machen als ſie: denn das iſt das einzige Mittel, einen Franzoſen zum Schweigen zu bringen. „Sie haben vergeſſen, meine Herren,“ ſagte ich, „daß der Kronprinz von Schweden mit uns kämpft, und wahrſcheinlich eben jetzt bey Königsberg mit 30000 Mann landet. Hätten Sie Magazine, ſo wären die alle verloren; bey Ihrer neuen Art Krieg zu führen aber, wo die ganze Laſt der Verpflegung auf den Bürger drückt, wird der Kronprinz ſich begnügen müſſen, Ihnen den Rückzug abzuſchneiden.“ Sie lachten über die Landung bey Königsberg, und ich lachte über ihren Einzug in Petersburg, von dem ſie jedoch immer noch ſo überzeugt waren, daß ſie ſchon auf Beſuche dachten, die ſie einzeln in Moſcau abſtatten wollten, und ſich deßhalb bey mir erkundigten, ob zwiſchen Petersburg und Moſcau eine Diligence eingerichtet ſey? — ich antwortete: bis jetzt noch nicht, allein ſobald die Ruſſen nach Paris kämen, würden ſie nicht ermangeln, dortige eroberte Diligencen hinzuſchicken. Das verſchnupfte ſie ein wenig und ſie entfernten ſich nach und nach.

Nun ſchrieb ich an meinen Vater, daß ich geſund ſey und Geld brauche, denn das iſt ſo ziemlich alles, was man unter ſolchen Umſtänden ſchreiben darf.

An meinen Bruder Wilhelm ſchrieb ich auch, und übergab beyde Briefe zur Beförderung dem Chef vom Generalſtabe, harrte jedoch fünf Tage vergebens auf Antwort, und mußte endlich fort, ohne zu erfahren, ob man mich für gefangen oder todt halte. Während dieſer fünf Tage hatte mein Magen einen großmüthigen Beſchützer an dem Oberhaupt der Jeſuiten (ich glaube, man nennt ihn General.) Die Freundſchaft dieſes Mannes hatte ich mir vor einem Jahre, bey Beſichtigung des Kloſters, durch das Geſchenk einer bengaliſchen Münze erworben, die ich noch von meiner Reiſe um die Welt mitgebracht hatte. Sie wurde dem Münzcabinett einverleibt, und trug mir jetzt reichliche Zinſen. Zweymahl täglich ſpeiſte ich mit den Mönchen an ihrer Tafel, die, in den damahligen Umſtänden nicht mit Gelde zu bezahlen war. Dieſes Recht, unter 30000 Hungerigen die einzigen Satten zu ſeyn, haben ſie freylich theuer erkaufen müſſen; denn, außer der Generalität und dem Generalſtabe, mußten ſie noch täglich eine Menge Soldaten beköſtigen, welche ihre Kirche und die Ueberbleibſel des Kellers bewachten. Wie ſie das zwey Monathe lang ausgehalten haben, begreife ich nicht, aber jeder Bewohner der heiligen Halle iſt ſatt geworden.

Ueberdieß muß ich ihnen nachrühmen, daß ſie die ruſſiſchen Verwundeten und Gefangenen aus allen Kräften unterſtützten, freylich nur heimlich, denn öffentlich durften ſie es nicht. Täglich ſtarben Hunderte theils an ihren Wunden, theils auch Hungers, und lange

blieben die meiſten unbegraben. Ein Wunder, daß die Peſt nicht entſtand. Merkwürdig iſt, daß, wenn die Jeſuiten erzählten: ſo viele ſind heute geſtorben; ſo verſtanden ſie immer nur Ruſſen darunter; um die Franzoſen, als der Hölle ſchon verfallen, bekümmerten ſie ſich gar nicht.

Der General St. Cyr hatte die Güte, mich zweymahl zu ſeiner Tafel zu ziehen. Er ſchien mich wohl für etwas einfältig zu halten; denn ob wir gleich vor wenigen Tagen den Frieden mit den Türken durch zahlreiche Artilleriefalven gefeyert und ſelbſt den Franzoſen Nachricht davon gegeben hatten, damit ſie durch das Kanoniren ſich nicht möchten beunruhigen laſſen, ſo ſpielten dennoch Se. Excellenz den Unwiſſenden, und erzählten, ein ſtarkes franzöſiſches Corps habe die Türken verſtärkt, wodurch unſere Armee auch von dieſer Seite ſehr in's Gedränge gerathen ſey, auch ſey für ſein eigenes Corps eine Verſtärkung von 10000 Mann in Wilna eingetroffen, welches ihn in den Stand ſetzte, gerade nach Petersburg zu marſchieren. Lächelnd ſagte er das letztere, und ich weiß nicht, ob ich meine Zunge hätte zähmen können, wenn nicht eben ein trefflicher Braten alle feindſeligen Gedanken verſchlungen hätte.

Gegen das Ende der Tafel traten fünf gefangene ruſſiſche Dragoner herein, von zehn Bauern eſcortirt. Sie hatten in einem Dorfe auf Vorpoſten geſtanden, und ohne Zweifel gar kein Mißtrauen gegen die Einwohner gehegt; plötzlich wurden ſie mit Knütteln

überfallen, entwaffnet und fortgeſchleppt. Das Blut kochte mir bey dieſem Anblick, und nun war es mir klar, daß ich mein eigenes Unglück bloß dem Bauer verdankte, der, ſtatt mich zu warnen, mich den Uhlanen verrathen hatte. Der General St. Cyr ſtellte ſich ſehr aufgebracht gegen die Bauern, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich künftig nicht unterſtehen, den Kriegern in's Handwerk zu fallen. Aber es war eitel Gleisnerey, denn von den Jeſuiten erfuhr ich nachher, daß ſie eine anſehnliche Belohnung erhalten, auch ſah ich ſelbſt, lange nach der Tafel, wie ſie im Kloſter mit Brod und Brantwein tractirt wurden, welches ſehr ſelten und nie umſonſt geſchah.

Nach aufgehobener Tafel entfernten ſich alle, nur ich hatte das Glück, vom General zu einem Zigarro eingeladen zu werden. Nach langem Nöthigen nahm ich es an, und wir ſchmauchten ganz vertraulich bey einer Taſſe Kaffee. Es iſt bekannt, daß die Franzoſen kein etwas langes Geſpräch führen können, ohne ſich ſelbſt zu rühmen. Selbſtlob lieferte auch hier den Stoff. St. Cyr ſprach von der Ordnung und Rechtlichkeit, mit der man ſich in Feindes Land betrage, beſonders pochte er auf das große Verdienſt, von der Stimmung der Bauern keinen Gebrauch gemacht zu haben, „denn" fügte er hinzu, „wir durften ja nur die Freyheit proclamiren, ſo empfingen uns alle mit offnen Armen und ein allgemeiner Aufſtand war organiſirt." — Ich ließ mir

nicht merken, daß ich wohl wußte, wie manche Proclamation in dieſer Abſicht wirklich ergangen war, jedoch den Zweck verfehlt hatte; ich erlaubte mir bloß die Frage, ob der Herr General den Zuſtand der ruſſiſchen Bauern kenne? wo nicht, ſo könne ich ihn verſichern, daß ſie im Ganzen unter die Glücklichſten gehören, und daß es überhaupt ſehr mißlich ſey, unbegehrtes Glück den Leuten aufzudringen. Sie müſſen glücklich werden, war ſeine Antwort, gegen die ſich weiter nichts einwenden ließ.

Der gepuderte Kellermeiſter unterbrach unſer Geſpräch, indem er haſtig mit der großen Nachricht herein polterte: Nous l'avons trouvé! nous l'avons trouvé! (wir haben ihn gefunden). Ich dachte, es ſey zum wenigſten von einem gefährlichen Spion die Rede, den man erwiſcht habe, allein es waren nur ein Dutzend Bouteillen Wein, welches die armen Grenadiers du pape (wie man die Jeſuiten ſpottweiſe nannte) auf die Seite gebracht, der ſüße Kellermeiſter aber ſo eben ausgeſchnüffelt hatte. Dieſer unbedeutende Vorfall hat mir unſchuldigerweiſe eine tiefe Kränkung zugezogen. Der Prior nähmlich, der dieſen Wein zum Abendmahl aufbewahrte, war boshafterweiſe berichtet worden, ich hätte den Franzoſen einen Wink davon gegeben. Zum Glück verſtändigte er ſich mit mir darüber, und ſah bald ein, daß ich unmöglich wiſſen konnte, ob er noch Wein habe oder nicht. Es entdeckte ſich nachher, daß ein hungriger Soldat, trotz der Wachen, in die Kir-

Digitized by Google

che ſich eingeſchlichen hatte, um Brod zu ſuchen. Da er das nicht fand, ſo nahm er mit einigen ſilbernen Kelchen vorlieb, und entdeckte nebenher den köſtlichen Wein. Dieſen Fund wollte er mit dem Kellermeiſter theilen, der ſich aber bey ſeinem Herrn ein Verdienſt daraus machte, den armen Teufel zu verrathen.

Ich habe, während meines Aufenthalts in Polozk, noch öfter das Glück gehabt, mit dem General St. Cyr mich zu unterhalten, und kann nur mit Achtung von ſeinem Genie und von ſeiner Humanität ſprechen. Von Maſſena erfuhr ich, daß Buonaparte ihm gram ſey, weil er aus einer altadelichen Familie ſtammt; ſonſt müßte er auch, in Betracht ſeiner Kenntniſſe und langen Dienſte, ſchon weit früher Marſchall geworden ſeyn.

---

## Drittes Capitel.

### Transport nach Wilna.

Da die Antwort auf meine Briefe ausblieb, ſo kündigte man am ſechsten Tage mir an, daß ich mich reiſefertig halten ſollte, indem ein Transport Gefangene nach Wilna abginge. So freundlich auch die Jeſuiten und ſelbſt die Franzoſen ſich gegen mich benahmen, ſo wollte doch keiner bemerken, daß ich nur ein einziges, unreines Hemd auf dem Leibe hatte.

Digitized by Google

Freylich ſchwieg meine Zunge, aber die ewige Beweglichkeit aller meiner Glieder hätte es ihnen doch verrathen ſollen, daß ich gegen einen Feind kämpfte, der mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ; ich meine das Ungeziefer, das einem Menſchen von Erziehung doppelt unerträglich wird.

Nachdem ich vom General St. Cyr Abſchied genommen (er verſprach, etwa einlaufende Briefe mir nachzuſchicken) und dem jungen Maſſena ein herzliches Lebewohl geſagt hatte, ſchoben die Jeſuiten mir ein Brod in die Taſche, und mein alter Mönch flüſterte mir zum letzten Mahl sein: Die verfluchten Franzoſen! in's Ohr. Das ganze Detaſchement, deſſen Befehlshaber, dem Lieutenant Pineda, ich übergeben wurde, beſtand aus 60 Mann, ich war der einzige Officier; unſere Eſcorte aus 20 Mann und einem Trommelſchläger. Lieutenant Pineda war eigentlich ein Holländer, den Franzoſen ſehr ergeben, ſprach aber ſchlecht franzöſiſch, war übrigens ſehr arm an Lebensmittel, und an Bekleidung noch abgeriſſener als ich. Die Jeſuiten füllten auf meine Bitte die leere Flaſche, die an ſeiner Seite hing. Er that einen kräftigen Schluck, überzählte die Gefangenen, commandirte: linksum ſchwenkt Euch! Das alte Kalbfell ließ ſich hören, und ich, die jämmerlichſte Figur von der Welt, marſchirte an der Spitze. Dieſe Parade währte bis jenſeit der Düna, wo wir bey einem alten Marketenderwagen Halt machten, um den letzten Reſt von Taback zum Kauen einzukaufen.

Digitized by Google

Ich ſtand unterdeſſen mit dem Geſicht nach der Gegend meines Vaterlandes gewendet, empfahl mich Gott, bath ihn um Kraft, mein Schickſal zu ertragen, bethete für meinen Vater und alle meine Lieben, die ich alle vielleicht nie wieder ſehen ſollte! Meine Augen füllten ſich mit Thränen. Das rührte den Lieutenant, der in der Heimath eine Gattinn zurückgelaſſen hatte. Dieſe ſtumme Scene knüpfte ſchnell zwiſchen uns eine Art von Freundſchaft, die in der Folge nur ein einzigesmahl durch eine Ungerechtigkeit von ihm unterbrochen wurde.

Wir ſetzten uns in Marſch, doch ohne Trommelſchlag und ungezwungen, nur entfernen durfte ſich keiner. Wir hatten drey Meilen zu gehen, die Hitze war unausſtehlich. Der weiten Fußreiſen ungewohnt, griff mich der Marſch ſehr an. Einmahl ruhten wir auf einer Anhöhe bey einer mit Bäumen umgebenen Capelle, die natürlich ausgeplündert war, und ſchon oft als Pferdeſtall hatte dienen müſſen. Jetzt wälzten wir uns dort auf altem, mit Ungeziefer beſätem Stroh, und wehe dem, der ſeine Wäſche nicht wechſeln konnte; er trug unvermeidlich eine Vermehrung der läſtigen Einquartierung mit ſich fort. P i n e d a und ich ſetzten uns auf die Canzel, ſcheuerten uns am Pfeiler, und verzehrten unſer Brod mit großer Begierde. Die armen hungrigen Soldaten, die in der Capelle ſich gelagert hatten, warfen der Canzel ſchmachtende Blicke zu. Ich zeigte hinab, zu dem Lieutenant ſprechend: Herr! ſiehe dein Volk!

Digitized by Google

Ich ſehe es, antwortete er, allein helfen kann ich nicht.— Man wird fragen, wovon wir lebten? —Großer Gott! Alles, was uns in den Wurf kam, Gemüſegarten, Kartoffelfeld u. ſ. w. wurde emſig durchſucht! wer durch ein Wunder noch eine Kartoffel oder ein Kohlblatt fand, der warf es in den allgemeinen Kochtopf, und dieſe Suppe war unſere Nahrung. So blieb es acht Tage lang.

Die Trommel rief zum Aufbruch. Wir zogen traurig weiter, und fanden überall die Häuſer zerſtört, Alleen umgehauen, Straßen durch Kanonen verdorben. Aber noch mehr als unſere Augen wurden unſere Naſen angegriffen; denn keine tauſend Schritt legten wir zurück, ohne auf gefallene Pferde oder auch wohl menſchliche Leichname zu ſtoßen, welche die Luft dermaßen verpeſteten, daß wir oft Umwege von mehreren hundert Schritten nehmen mußten. Da die halb nackenden Gefangenen ohnehin gewöhnlich beyde Hände brauchten, um ihre nothwendigſten Kleidungsſtücke am Leibe zu erhalten, nun aber auch die Naſen noch zuhalten ſollten, ſo entſtand oft ein Kampf zwiſchen Scham und Ekel, in welchem bey den meiſten der leztere ſiegte.

Gegen Abend erblickten wir am Strande eines Sees ein abgedecktes Landhaus, und unſer Führer überraſchte uns durch die angenehme Bothſchaft, daß wir dießmahl am Ziele wären. Aus Hunger und Müdigkeit warf ich mich ſogleich auf der Treppe des Hauſes nieder, und nach Pineda's Verſiche-

Digitized by Google

rung, waren meine Züge ſehr entſtellt. Die armen Soldaten mußten im Hofe aufmarſchiren und wurden dann in einen Stall geſperrt, der in beſſern Zeiten Kühe beherbergte. Alle Löcher ließ der vorſichtige Lieutenant verſtopfen, und umgab den Stall mit Schildwachen. Als hierauf der Unterofficier rapportirte, alles ſey in Ordnung, vernahm ich zu meinem größten Erſtaunen den Befehl, zwey Ochſen zu ſchlachten, jedem ein Pfund Brod und ein Maß Branntwein auszutheilen. Wie? rief ich zweifelnd aus, und mit dem herzlichen Wunſche, widerlegt zu werden: glauben Sie denn, daß hier, außer Gras und Waſſer, noch etwas zu finden ſey? — Nein, erwiederte Pineda ganz kaltblütig; „der Befehl, alles herbeyzuſchaffen, iſt nur eine Formalität, weil doch die Rubrik Verpflegung in der feuille de route (Marſchvorſchrift) ausgefüllt werden muß.“ So kämpften wir mit Fatalitäten und lebten von Formalitäten.

Der Abend war ſchön, und ich wollte ihn auf der Treppe weghungern; allein Pineda unterſuchte das Haus, und mit Erſtaunen vernahm ich bald einige Stimmen. Manche Gutsbeſitzer nähmlich hatten doch, um der vielen Marodeurs willen, von welchen die Straßen wimmelten, für rathſamer gehalten in ihren Häuſern zu bleiben, verſteckten ſich aber, und beobachteten aus kleinen Oeffnungen, was draußen vorging. Nahten ſich Einzelne, denen ſie ſich gewachſen glaubten, ſo kamen ſie zum Vorſchein. Wa-

ren es Viele, ſo rührten ſie ſich nicht, bis man ſie ausſpähte, wo ſie den freylich auf Gnade und Ungnade ſich ergeben mußten. So ſah ich denn auch hier ganz unvermuthet einen alten Mann, deſſen Frau, Sohn und drey erwachſene Töchter aus den Ruinen zum Vorſchein kommen. Den Beſchluß machte ein franzöſiſcher Officier von den reitenden Jägern, der bleſſirt zu ſeyn ſchien, denn er trug einen Stiefel und einen Schuh, auf dem Haupte eine große Bärenmütze. Er gab ſich für einen Baron aus Brüſſel, verſicherte, er habe mit Ruhm für ſein Vaterland gefochten, und ſuche jetzt, wenn gleich verwundet, ſeine Verdienſte dadurch zu vermehren, daß er ſich zur Sauvegarde dieſer wackern Familie aufgeworfen.

„Ritter von der traurigen Geſtalt!" spöttelte Pineda, „Sie eine Sauvegarde? warum ſaßen Sie denn im Keller? Doch gleich viel! was gibt es hier zu eſſen?" Die armen Menſchen ſahen einander mit fragenden Blicken an. „Da ſitzt ein ruſſiſcher Kriegsgefangener" fuhr Pineda fort.

Nie werde ich die Rührung vergeſſen, die bey dieſen Worten ſich der guten Familie bemeiſterte. Mit Thränen in den Augen trat der Alte zu mir, und drückte mir ſtumm die Hand, indem er ſeine halb verhungerte, mit Lumpen bedeckte Familie hindeutete. Die Mutter nahm das Wort: „Seit unſer Land von denen geplündert worden, die uns Freyheit zu bringen verſprachen, ſind Sie der erſte

Ruſſe, den wir ſehen; daher unſere Rührung. Wir haben zwanzig glückliche Jahre unter ihrem Kaiſer gelebt! was wir hatten, verdankten wir ihm. Wir können Ihnen nur wenig anbiethen, aber das Wenige aus gutem Herzen."

Da griff eine der Tochter in ihre Taſche, hohlte verſchämt ein Stück ſchwarzes Brod hervor, und reichte es mir mit niedergeſchlagenen Augen. Ein unnennbarer Schmerz überwältigte mich; ich nahm das Brod nicht, warf mich auf die Treppe, und brach in Thränen aus. Der gute Alte näherte ſich mir tröſtend, und flüſterte mir in's Ohr: „machen Sie ſich kein Gewiſſen daraus, die kleine Gabe anzunehmen. Wir haben noch etwas Brod und Kartoffeln zurück gelegt, ſind aber freylich ſehr karg damit, da wir nicht wiſſen können, wie lange unſere ſchreckliche Lage dauern wird; aber gönnen Sie uns das Vergnügen, Sie wenigſtens ſatt aus unſerm Hauſe gehen zu ſehen." Die Familie hatte unterdeſſen meinen Holländer von ihrer Armuth unterhalten, und ſein verlängertes Geſicht ſchien anzudeuten, daß er für ſeinen Magen keine Hoffnung nähre.

Da hub plötzlich der Alte in ſehr gutem Franzöſiſch an: „Kinder! unſere Gäſte ſcheinen brave Leute zu ſeyn. Wir wollen frohen Muthes, die Zukunft Gott vertrauend, unſer Bischen Armuth mit ihnen theilen." Pineda lächelte, der Chaſſeur hüpfte troß ſeiner Bleſſuren, und Eine der Töchter ſchien nur auf dieſen Wink gewartet zu haben, um in den



Digitized by Google

Keller hinab zu ſpringen. Sie brachte Kartoffeln und ein altes Brod. Jene wurden gekocht, wir lagerten uns um den Herd und hielten ein frohes Mahl, wobey wir unſern Reſt von Branntwein brüderlich mittheilten, und welches ich der Familie durch die Hoffnung würzte, daß Polozk bald in den Händen der Ruſſen ſeyn werde. Erſt ſpät in der Nacht gingen wir zur Ruhe.

Als am andern Tage meine Füße mich heftig ſchmerzten, und ich faſt zweifelte, weiter gehen zu können, überraſchte mich der luſtige Franzoſe durch das freundliche Anerbiethen eines Cognac, den er beſitze. Ich meinte, er ſpräche von dem geiſtigen Getränk, welches Cognac heißt, und auch das wäre mir ſehr willkommen geweſen; allein er ſprach von einem pohlniſchen Pferde (auf Pohlniſch Cogna genannt) und das war in meiner Lage mir noch viel erwünſchter. „Auf dem Gute" ſagte er, „kann man keine Pferde halten, denn ſie werden ſogleich von durchziehenden Detaſchements in Beſchlag genommen, darum laſſe ich die meinigen im Walde von zwey Chaſſeurs bewachen, die es mit einzelnen Marodeurs aufzunehmen im Stande ſind."

Pineda und ich waren entzückt. Der Officier, deſſen Nahmen ich leider anzumerken vergeſſen, wurde unſer großmüthiger Wohlthäter, und ich wiederhohle ihm hier öffentlich meinen herzlichen Dank.

Das Pferd wurde gehohlt, und, troß ſeiner hervorſtehenden Rippen, kam es mir vor, als hätte ich

nie ein ſchöneres geſehen. Nach einem gerührten Abſchied ſchwang ich mich auf den ſpitzen Rückgrad, und zog im Schritt vor der Colonne her. Mehr als Schritt hat dieſer Cognac auch nie geleiſtet. Während des Marſches jammerten die armen, von Hunger gequälten Ruſſen, und bathen mich, ihnen die Erlaubniß auszuwirken, daß ſie dann und wann ſeitwärts auf die Dörfer gehen, und Lebensmittel ſuchen dürften. Das ging nun wohl nicht an, wegen der geringen Escorte, denn unbegleitet wäre wohl keiner zurück gekommen. Ich gab ihnen alſo den Rath, ſie möchten ſich ſo viel möglich ausdehnen, und, wenn der Weg durch Wälder und Gebüſche führte, ſich einzeln verlieren. Dieſen Rath befolgten ſie ſo treulich, daß am nämlichen Abende ſchon zehn Mann fehlten.

So ging unſere Reiſe einförmig immer weiter. Verwüſtung und Jammer unſer tägliches Schauſpiel, Hunger unſer treuer Gefährte; mit jedem Tage verminderte ſich die Zahl der Gefangenen. Pineda ſelbſt begriff wohl, daß Strenge hier nichts fruchten könne, denn auch die Stärkſten wurden ſo ermattet, daß ſie liegen blieben, und durchaus nicht weiter gehen wollten. Nur einmahl machte Pineda den ſchrecklichen Verſuch, ob die Leute ſich nicht verſtellten? Als nähmlich eines Morgens früh zum Aufbruch getrommelt wurde, fiel einer der Gefangenen nieder, und erklärte ſich für unfähig zu marſchiren. In der erſten Hitze befahl Pineda, ihn mit



Digitized by Google

Kolbenſtößen auf die Beine zu bringen; da das nicht half, trat er ihn ſelbſt mit Füßen; als auch das vergebens war, riß er dem nächſten Soldaten die geladene Flinte aus der Hand und ſpannte den Hahn. Ich fiel ihm in den Arm. Allein noch mehr brachte ihn wohl das Benehmen des armen Gefangenen zur Beſinnung; der Unglückliche blickte ſeufzend gen Himmel, und ſchien ſeinen Tod ruhig zu erwarten. Pineda war kein harter Mann. Als er die Flinte zurück gab, ſah ich eine Thräne in ſeinem Auge. Er ließ nicht allein den Gefangenen zurück, ſondern beſchenkte ihn auch mit Geld. Es war der letzte Verſuch dieſer Art, den er ſich erlaubte, und er bath mich bloß, ihm in Wilna zu bezeugen, daß er ſein Möglichſtes gethan, und daß die quittirte Verpflegung nie wirklich verabreicht worden.

Unſere jammervolle Lage verbeſſerte ſich einigermaßen, als wir am ſiebenten Tage in dem Städtchen Gluboko r ein Magazin fanden, aus welchem uns der barmherzige Commandant auf vier Tage mit Brod und Fleiſch verſorgte. Die Gefangenen wurden in eine alte Kirche einquartiert, wo ſie Gott dankend ihren Heißhunger ſtillten.

Die Unſicherheit der Heerſtraßen bewog viele Reiſende, an irgend einem ſichern Orte zu warten, bis ein Detaſchement vorüber zöge, um ſich dieſem anzuſchließen, und, wie in den afrikaniſchen Wüſten, eine Caravane zu bilden. Das geſchah auch jetzt. Es ſtießen zu uns zwey ſchwer verwundete

franzöſiſche Officiere in einem halben Wagen mit zwey Pferden, ein Stabschirurgus und ein franzöſiſches Mädchen, Victoire, in Mannskleidern zu Pferde.

Nachdem wir insgeſammt bey einem franzöſiſchen Marketender, der ſich Restaurateur tituliren ließ, ſchöne Worte und ſchlechtes Eſſen theuer bezahlt hatten, ließ Pineda fröhlich das alte Kalbfell rühren, und unſere Caravane ſetzte ſich in Marſch. Der Wundarzt war ein luſtiger Patron, der Buonaparten und deſſen Angriff auf Rußland unverhohlen zum Teufel wünſchte, und jetzt heim zog, weil er aus Vaterlandsliebe nicht Hungers ſterben wollte. In Spanien war er auch geweſen, und lobte ſich dort den Krieg, weil man zwar auch von Gefahren ſtets umringt ſey, hingegen Lebensmittel die Fülle, guten Wein, ſchöne Weiber und warmes Wetter antreffe. Auch Deutſchland hatte ſeinen Beyfall, und er konnte nicht müde werden zu erzählen, wie er dort den Herrn geſpielt, genoſſen, wornach ihm gelüſtete, genommen, was ihm beliebte, bisweilen auch großmüthig ſeinem Wirthe geſchenkt, was mitzunehmen ihm zu beſchwerlich war. Auch meine Victoire, ſagte er, hat zwar manche Kiſte mit Kleidern und Tüchern ihrer Mutter heimgeſchickt, allein auch oft verſchenkt, was ſie nicht brauchen konnte, und, gleich mir, den guten Deutſchen manche Freudenthräne entlockt.

Unter ſolche Geſprächen erreichten wir das Nacht-

Digitized by Google

lager, ein Chateau (denn jedes Landgut nannten die Franzoſen ein Schloß), welches vermuthlich einem reichen Pöhlen zugehörte, denn den ehemahligen Wohlſtand bezeugten theils die Ueberbleibſel von ſeidenen Gardinen und eleganten Möbeln, theils die, mit Orden gezierten Familien-Gemählde in pohlniſchem Koſtüm, hängend über Trümmern eines Fortepiano's, und ſehr düſter herabſchauend. Wir brachten die Verwundeten zur Ruhe, und wühlten dann nicht ganz fruchtlos den Garten um, denn ein bereits abgeerndetes Kartoffelbeet lieferte uns noch zwey Hüte voll Kartoffeln, auch fanden wir noch einige Zwiebeln, und eilten jauchzend zum Feuer, wo Victoire ihre Geſchicklichkeit bewies, indem ſie uns eine Suppe à l'oignon et aux pommes de terres kochte.

Zwiebelſuppe ſcheint überhaupt eine Lieblingsſpeiſe der Franzoſen zu ſeyn, denn ſie ſehnten ſich oft darnach, wenn ſie auch etwas beſſeres hatten. Mich konnte nur der Hunger zwingen, dieß gekochte Waſſer mit einigen geröſteten Zwiebeln hinunter zu ſchlucken. Auch jetzt war es dieſer treffliche Koch, der der Victoiren zur Seite ſtand, obgleich ſie allein den Dank erntete. Es mag übertrieben klingen, aber es iſt doch wahr, daß wir gewöhnlich auch in den ſchönſten Gegenden nicht ſpazieren gingen, um nicht zu ſchnell zu verdauen. Heute wagten wir aber doch den herrlichen Park zu durchſtreichen, weil wir noch einen kleinen Kartoffelſchatz zurückgelegt hatten. Der

Garten bewies, außer dem Reichthum des Beſitzers, auch deſſen Geſchmack. Eine Ruine auf einem Hügel ahmte einen Tempel der Alten nach, und eine wohlangebrachte Aeolsharfe umſchwirrte dieſe Trümmer mit leiſen, ſchaurigen Tönen. Als wir durch einen Schneckengang dieſen nachgingen, erblickten wir plötzlich ein Denkmahl von weißem Marmor, mit der rührenden Inſchrift: „Seiner unvergeßlichen Gattinn von dem treuen Gatten, der nur auf Bitten der Seligen noch lebt, um ſein einziges Kind nicht vaterlos zu hinterlaſſen.“ Eine naheſtehende Moosbank ſchien der Lieblingsplatz deſſen zu ſeyn, der dieß Denkmahl errichtete. Darneben war ein kleiner Kindergarten, deſſen Blumen wahrſcheinlich oft das Grab der Mutter ſchmückten. Sie pries ich zwiefach ſelig, daß ſie die Gräuel, die ihr Vaterland verwüſteten, nicht mehr ſah, und dem Verlaſſenen wünſchte ich von Herzen, daß er bald, mit ſeinem Kinde an der Hand, die heilige Stätte wieder betreten möchte, wo ſein Alles ruht. Das Gut liegt auf dem halben Wege zwiſchen Polozk und Wilna. In wehmüthiger Stimmung verließ ich den Garten, und warf mich auf mein Stroh.

Je näher wir nun Wilna kamen, je bewohnter fanden wir die Güter, deren Beſitzer ſich Sauvegarden von dem Gouverneur von Wilna erbethen hatten, und überdieß durch Patrouillen von pohlniſchen Gensd'armerie in den Ruinen ihrer Schlöſſer beſchützt wurden. Natürlich konnten ſie aber auch den

häufig durchziehenden Detaſchements wenig geben, weil ſie ſelbſt wenig mehr hatten. Das verurſachte freylich oft Streitigkeiten, zuerſt mit den Herren, dann mit den Sauvegarden, deren ſchriftlich vorgezeigte Befehle jede Gewaltthätigkeit auf das ſtrengſte verbothen. Aber Noth kennt kein Geboth. Wenn wir die Stärkeren waren, ſo nahmen wir doch, was wir fanden, und der Sauvegarde blieb nichts anders übrig als zu drohen: la prince de Neufchatel en sera instruit. (Der Fürſt von Neuſchatel ſoll es erfahren.) Pineda pflegte zu antworten: „Fürs erſte wißt Ihr meinen Nahmen nicht, und zweytens hat der Fürſt gut befehlen, aber Sackerment! ich bin nicht nach Rußland gekommen, um Hungers zu ſterben!“

Jetzt muß ich eines Auftritts erwähnen, der mich zum erſten Mahl ſehr bitter fühlen ließ, daß ein armer Gefangener zwiefach unglücklich iſt, wenn er in die Hände harter Begleiter fällt. Eines Sonntags Abends, nur noch zwey Tagmärſche von Wilna entfernt, kehrten wir wie gewöhnlich auf einem Landgute ein. Da hier eine ſtarke Sauvegarde und auch ſonſt viele Leute im Hauſe waren, ſo durften wir nicht hoffen, Bewirthung zu erzwingen, ob wir gleich ſeit drey Tagen ſo gut als nichts gegeſſen hatten, und alle höchſt abgemattet waren. Ich ſetzte mich, wie ich immer zu thun pflegte, auf die Haustreppe, und beneidete die vorbeyfliegenden Schwalben, die überall ihr Futter finden.

P i n e d a und der Wundarzt beſtürmten den Wirth um Lebensmittel, wenigſtens für die Verwundeten, allein er verſicherte, daß er kaum ſo viel habe, um ſeine Frau und Kinder ſatt zu machen. Anfangs hatte man ihn höflich Herr Baron genannt, am Ende regnete es Scheltworte, und die Sauvegarde mußte Thätlichkeiten verhüthen. „Hättet Ihr nicht ſo toll gewirthſchaftet“ ſchrie der Beſitzer, hättet Ihr nicht geplündert und den Wein auslaufen laſſen, ſo würde noch jeder Vorüberziehende ein Stück Brot und einen Trunk Wein bey mir finden; jetzt aber bin ich ganz ruinirt und kann euch nicht helfen.“ Ich ſchwieg natürlich bey der ganzen Scene, denn welches Recht hatte ich mitzuſprechen? Da fuhr plötzlich P i n e d a mich an: warum ich ihm nicht beyſtände, den dummen Pohlen zur raison zu bringen? Ich ſagte ihm kaltblütig meine Gründe, er ſchien ſich zu beruhigen. Das geſchah im Zimmer, wo er mit haſtigen Schritten auf- und niederging. Ich ſuchte meinen alten Platz auf der Treppe, und harrte einer wohlthätigen Fee, die ſich meines Hungers erbarmen möchte.

Siehe, da erſchien wirklich Eine, in der Geſtalt der zehnjährigen Tochter des Hausherrn, die ſich nach allen Seiten umſah, dann ſich mir ſchüchtern nahte, und mir im Nahmen ihres Vaters zuflüſterte, ich möchte nur hereinkommen und mit einem kargen Abendbrot vorlieb nehmen. Statt dem Engel um den Hals zu fallen, ſeufzte ich tief, und be-

dankte mich; denn es ſchien mir doch unrecht, mich allein ſatt zu eſſen, während alle Uebrige und ſogar die Bleſſirten hungern mußten. Es währte nicht lange, ſo kam der Wirth ſelbſt, affectirte ein gleichgültiges Geſpräch (denn Pineda ſchlich um uns herum, und mochte wohl etwas merken), zeigte mit der Hand nach einer nähe liegenden Kirche, als ob dieſe der Gegenſtand des Geſprächs ſey, und wiederhohlte ſeine Einladung. Ich ſagte ihm die Gründe, die mich abhielten, ſie anzunehmen, und bath ihn, uns Allen etwas zu geben, wenn auch nur Brot. Er verſicherte ſehr ernſtlich, daß er höchſtens noch Einen Menſchen an ſeinem Tiſche ſatt machen könne, und, da ich ein Gefangener ſey, folglich mir nicht ſo gut forthelfen könnte, als jene groben Herren, ſo brauchte ich mir kein Gewiſſen daraus zu machen, in dieſem Falle mich abzuſondern. Ich war es gern zufrieden, doch unter der Bedingung, es Pineda ſagen zu dürfen. Das beſtürzte ihn, doch, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, meinte er, wenn ich nicht anders könnte, ſo möchte ich es in Gottes Nahmen thun. Ich ging alſo zu Pineda und theilte ihm mein Glück mit.

„Thun Sie, was Sie wollen" war ſeine Antwort. Das ließ ich mir nicht zwey Mahl ſagen, und war mit einem Sprunge in des Wirths Zimmer, deſſen Gattinn mit vier Kinder mich freundlich empfingen und ihr Bischen Armuth freundlich mit mir theilten. Es ging aber auch wirklich ſo knapp zu,

daß ich den Hunger nur halb ſtillen konnte; aber ein Gläschen Branntwein ſtärkte und belebte mich.

Als ich nach dem Eſſen wieder hinaus auf die Treppe ging, fuhr Pineda mich an: „Wo ſind Sie geweſen?“ — Antwort: Sie wiſſen es ja, der Wirth hat mir zu eſſen gegeben.“

„Das iſt ſehr löblich, ſich allein ſatt zu eſſen, während wir Alle hungern.“

„Was kann ich dafür, daß der Wirth gerade mir beſonders wohl wollte? überdieß wären Sie doch nicht ſatt geworden, wenn ich auch Ihnen zu Liebe hätte mit hungern wollen, denn es war ſehr knapp. Er konnte nicht Allen geben, ſo ſehr ich auch darum bath. Aber ich ſelbſt bin nur auf wiederhohlte Einladung und mit Ihrer Bewilligung zu ihm gegangen; das iſt doch wohl alles, was man einem Hungrigen zumuthen kann.“

Pineda. Ey ſeht doch! wie beſorgt um uns! wie delicat! Ich muß Ihnen aber ſagen, ob ich gleich das Pohlniſche nicht verſtehe, daß ich Ihre Verabredung mit dem Wirthe, ſich allein bey ihm ſatt zu eſſen, wohl gemerket habe. Zu mir kamen Sie nur, weil ich Sie nicht aus den Augen ließ. Kurz, der Wirth, alle Pohlen und Sie dazu ſind lauter Spitzbuben!

Ich. Sie würden ſich nicht unterſtehen, mir das zu ſagen, wenn ich einen Degen hätte.

Pineda. Was? unterſtehen? Wiſſen Sie,

Digitized by Google

daß ich Sie auf der Stelle kann erſchießen laſſen, ohne Jemand Rechenſchaft davon zu geben?

Ich. Das weiß ich nicht, und glaube es auch nicht. Wenn Sie toll genug dazu wären, ſo würden Sie es ſchwer verantworten müſſen.

Pineda. Was Sie ſich einbilden! man würde auch viel Weſens machen wegen eines ſolchen F — f — wie Sie ſind. (Er bediente ſich des bekannten franzöſiſchen groben Ausdrucks.)

Ich. Da ich keinen Degen habe, ſo beſchimpſt das, was Sie da ſagen, nur Sie ſelbſt. Ich könnte aber doch endlich hitzig werden, und dann fliegt der erſte beſte Stein Ihnen an den Kopf.

Wüthend zog Pineda den Degen und ging auf mich los; als er mich aber gefaßt ſah, ihn zu empfangen, ſchrie er nach Wache, ließ mich in den Stall ſchleppen, und drohte wieder mit Erſchießen.

Von 6 Mann bewacht, brachte ich nun im Stalle eine ſehr traurige Nacht zu. An das Erſchießen glaubte ich wohl nicht, allein er konnte in Wilna über mich klagen, und ich, ſchon um meines Nahmens willen, parteyiſche Richter finden. Mit Tagesanbruch wurde ich herausgeführt. Der Wirth und ſeine Gattinn ſtanden am Fenſter mich theilnehmend beobachtend; ihre Blicke ſchienen zu ſagen: ach! wir ſind die unſchuldige Urſache Ihres Unglücks! Die kleine Tochter ſchlich um uns herum, und es ſchien, als wollte ſie mir etwas zuſtecken, allein es war unmöglich, mir nahe zu kommen. Als

die Colonne ſich in Bewegung ſetzte, wurde ſie ſichtbar unruhig, und die Aeltern winkten mir, auf das Kind deutend, allein vergebens! ich konnte mich ihm nicht nähern. Nur durch einen Wink meiner Hand, die ich dann aufs Herz legte, vermochte ich beym Abſchied meinen Dank auszudrücken. Ich hoffe, ſie haben mich verſtanden. Die Kleine lief noch über den ganzen Hof uns nach, ſetzte ſich endlich traurig an die Pforte, und rief ihr Lebewohl mir nach!

Pineda hatte, während der ganzen Zeit, keinen Blick auf mich geworfen, auch kein anderes Wort geſprochen, als was zum Dienſt gehörte. Das Pferd hatte er für ſich genommen, und ritt in Gedanken voran. Nach einer guten Stunde machte er Halt, wir lagerten uns im Schatten. Endlich wandte er ſich zu mir: „Jetzt iſt es an Ihnen zu reiten, und, da ich nicht müde bin, ſo wollen wir beyde langſam vorausgehen.“ So wurde ich denn meine Wache los, ich ſchwang mich auf den Gaul und er ging nebenher. Es war ſichtbar, daß ſein geſtriges Betragen ihm Kummer machte. Nach einer kleinen Viertelſtunde, in welcher er den Kampf mit ſich ſelbſt beſtand, hub er an, von ſeiner verdammten Hitze zu ſprechen, die ihn oft zu dummen Streichen verleite, und ſchloß mit der Bitte, den geſtrigen unangenehmen Vorfall zu vergeſſen. „Es hat mir ſo leid gethan“ ſagte er, „daß ich ſelbſt die ganze Nacht nicht habe ſchlafen können. Zu meiner geringen Entſchuldigung muß ich anführen, daß, wäh-

Digitized by Google

rend Sie beym Wirthe ſpeiſten, der Wundarzt und die bleſſirten Officiere mich aufgehetzt haben. Dieß „Geſtändniß ſey Ihnen ein Beweis meiner aufrichtigen Reue.“

Ich ſprang vom Pferde und fiel ihm um den Hals. Wir ergoſſen uns wechſelſeitig in Geſtändniſſe, was ein jeder gefühlt, was jeden am meiſten geſchmerzt, und unter Thränen der Rührung wurden wir beſſere Freunde, als zuvor. Ich war um ſo leichter zum Verzeihen geneigt, da ich wohl fühlte, daß eine Uebereilung, die der bittere Hunger erzeugt, während ein Anderer ſich ſatt ißt, wohl die verzeihlichſte von allen Uebereilungen ſeyn mag. Sie war ja ſein einziges Abendbrot geweſen.

Jetzt ſchien der Himmel uns günſtiger zu werden, denn ein armer Jude, der ein Schwein und ein Fäßchen Branntwein mit ſich führte, lief uns gleichſam in die Arme (oder Klauen). Dem ſtrengſten Befehlshaber wäre unmöglich geweſen, bey dieſer Gelegenheit Mannszucht zu halten. Der Jude ſchrie Gewalt! Gewalt! allein der Schatz war unſer, vom Schickſal uns beſchert, denn der Jude kam aus einem ſeitwäts liegenden Städtchen und mußte die Landſtraße durchſchneiden, gerade in dem Augenblick, als unſer hungriges Volk mit ihm zuſammentraf. Da galt allein das Naturrecht. Pineda war aber doch ſo ehrlich, ihm Pferd und Wagen zu laſſen, das hätte mancher nicht gethan.

Die Beute wurde getheilt, ſo gut es möglich war,

ein Feuer loderte ſchnell empor, jeder hielt ſein Stück heran und verſchlang es halb roh. Stärkender noch war der Branntwein, der alle Gemüther erheiterte. Noch nie war der Marſch ſo fröhlich vorwärts gegangen; ſingend wanderten Soldaten und Gefangene Arm in Arm. Vermuthlich ahmten ſie darin mich und Pineda nach, denn auch wir gingen, oder taummelten vielmehr, Arm in Arm, und ſagten uns die zärtlichſten Dinge. Der Wundarzt mit den bleſſirten Officieren waren wie gewöhnlich weit voraus, bekamen alſo nichts von der Beute und wurden noch obendrein ausgelacht, was ihnen um ſo ſchmerzlicher ſeyn mußte, da in dem nächſten Nachtquartier ſo gut als gar nichts zu bekommen war.

---

## Viertes Capitel.

### Aufenthalt in Wilna.

Am vierzehnten Tage nach unſerm Abmarſch aus Polozk kamen wir Nachmittags um fünf Uhr in der Vorſtadt von Wilna an. Es wurde Halt gemacht. Die Soldaten putzten ſich ſo gut ſie konnten, und Pineda zog eine neue Uniform an. Was mich betrifft, ſo hatte ich zwar den Tag zuvor mein einziges Hemde gewaſchen, und mich in der letzten Nacht ohne daſſelbe beholfen; aber meine Stiefeln waren ganz zerriſſen; die letzten Strumpf-Fragmente hätte

ich längſt weggeworfen, und ich mußte mit dem Gedanken mich tröſten, daß die alten römiſchen Helden auch mit nackten Füßen einherzogen.

Die Gefangenen wurden in Reih' und Glied geſtellt. Es waren nur noch 24, alſo mehr als 30 davon gelaufen. Pineda erinnerte mich an mein Verſprechen, ihm zu bezeugen, daß der Tansport ohne alle Lebensmittel geſchehen, und wir dennoch 90 Werſt in 14 Tagen gemacht. Ich wiederhohlte meine Zuſage, und marſchirte unter Trommelſchlag an der Spitze des Haufens. Der neugierige Pöbel, der uns gleich umringte, mag uns für eine ſehr verwegne Schar gehalten haben, da unſere Eſcorte jetzt an Zahl faſt uns gleich war.

Es iſt ein drückendes Gefühl, ſo zur Schau zu gehen. Am beſten, man ſenkt den Blick zur Erde, um weder durch die Spötteleyen der Gaſſenbuben, auch wohl mancher ganz rechtlich anſehender Leute, geärgert, noch durch theilnehmende Gebehrden anderer gerührt zu werden. Die Zahl der letztern war jedoch ſehr klein, und, als wir auf dem Platze vor dem Rathhauſe angekommen waren, und dort über eine Stunde auf Pineda warten mußten, der ſeinen Rapport abſtattete, begafften uns zwar Tauſende, lachten uns auch wohl unter die Naſe, doch keiner both den Hungrigen ein Stück Brot. Wie ganz anders fanden wir es nachher in Deutſchland! Manche Pohlen waren ſo unverſchämt zudringlich, daß unſere Wachen ſie mit Kolbenſtößen zurückweiſen

Digitized by Google

mußten. Aber von einem franzöſiſchen Soldaten ließ auch der vornehmſte Pohle ſich alles gefallen.

Mehrere Züge des verſteinernden Nationalhaſſes, den die Pohlen in dieſer drückenden Stunde an den Tag legten, ſind mir entfallen, doch Einer mir im Gedächtniſſe geblieben, vielleicht der kleinſten Einer; allein merkwürdig, weil er von einem Officier herrührte, die ſonſt in Pohlen mit ihrer Bildung ſich zu brüſten pflegen. Als nähmlich Einer wegen meiner kahlen Füße mich bedauerte, rief ein Anderer: „Wie? Du bedauerſt einen Ruſſen? glaubſt du denn, daß er jemahls beſſere Stiefeln getragen hat?“ Bravo! ſchrien die Umſtehenden, und der herzloſe Witzbold bedankte ſich ehrerbiethig.

Pineda kam endlich, und der gute Menſch hatte durch vieles Bitten mir vom Commandanten die Erlaubniß ausgewirkt, bey ihm wohnen zu dürfen; eine große Wohlthat! denn ſonſt hätte ich mit den Uebrigen in der Kirche bey Waſſer und Brot auf faulem Stroh liegen müſſen.

Unſer Quartier befand ſich in einer entlegenen Straße, aber ein altes Mütterchen empfing uns freundlich, und gab, was ſie hatte, wenn wir nur zum Danke ſie verſicherten, daß die Ruſſen überall geſchlagen würden. Weniger freundlich empfing ſie bald nachher ihren beſoffenen Ehegemahl, mit dem ſie ſogar in einem ihm ſehr nachtheiligen Fauſtkampf ſich einließ, in welchem wir endlich, Frieden ſtiftend, ſeine Secundanten wurden.

Da weder der Commandant, General Jomini, noch der Gouverneur, Graf Hogendorp, mich zu ſehen verlangten, (indem Pineda mich auf ſeine Verantwortung zu ſich genommen) ſo genoß ich völlige Freyheit in der Stadt herum zu gehen. Das geſchah anfangs in Pineda's Geſellſchaft, nachher meiſtens allein, weil er Cameraden gefunden hatte, welchen meine Gegenwart vermuthlich überflüſſig ſchien. Wir ſahen uns oft erſt Abends beym Schlafengehen.

Meinem weſentlichſten Bedürfniß half ein edler Unbekannter ab, ein gewiſſer Herr Anderſon, der ſelbſt nichts überflüſſiges zu haben ſchien. Er hatte mich nur auf der Straße geſehen, bemerkt, woran es mir fehle, und ſuchte mich nun in meinem Quartier auf, um mir mit edler Verſchämtheit ein Paar Hemden anzubiethen. Er ſtellte mich ſpäter auch ſeiner Gattinn vor, und ich durfte Abends ihn beſuchen.

Am dritten Tage meines Aufenthalts in Wilna erſcholl die Nachricht von der Schlacht bey Moſchaisk, natürlich ſehr verbrämt. Die ruſſiſche Armee war gänzlich aufgerieben. Man zählte 50000 Todte, 30000 Gefangene, worunter 20 Generäle und 2000 Officiere, 150 eroberte Kanonen. Eine große Illumination wurde anbefohlen, Beſoffene lagen in den Straßen, und die Pohlen trugen ihre Naſen noch ein Mahl ſo hoch. Nur die Juden zeichneten ſich durch ihre Treue aus, hielten ein zehntägiges Faſten, betheten für die Ruſſen und beka-

nen Prügel von den Pohlen. Als nachher im December die vernichtete ruſſiſche Armee ſiegreich in Wilna einzog, hatten diejenigen, welche bey meiner Anweſenheit einen transparenten franzöſiſchen Adler glänzen ließen, aus löblicher Oekonomie dieſem Adler ſchnell noch einen Kopf zugeſetzt, und erleuchteten ihn nunmehr für die Ruſſen; aber der neue Zuſatz blieb kenntlich, die triumphirenden Juden machten jeden Ruſſen aufmerkſam darauf, und die Scene endete mit einem Steinregen.

Auch im Theater wurde, der Schlacht bey Moſchaisk zu Ehren, ein neues Stück aufgeführt, welchem ich, in einen Ueberrock des Herrn Anderſon verhüllt, beywohnte. Es hieß: Die Schüler zu Crogi (ein Städtchen in Litthauen), von wo 50 Koſaken, als der Feind anrückte, ein ruſſiſches Magazin nach der Düna fortſchafften. Kaum ſind ſie eine Stunde weg, ſo beſchließen die Schüler, etwa 60 an der Zahl und höchſtens 15 Jahre alt, den Koſaken das Magazin zu entreißen. Eine Menge Pumphoſen erſcheinen auf der Bühne, ein ſchnurrbärtiger Schulmeiſter befeuert ſie durch die Geſchichte vom Rieſen Goliath und dem kleinen David; Alle bewaffnen ſich mit alten Piſtolen, Flinten und Zaunknütteln; die Mütter kommen, unter tauſend Thränen ihre Kinder einzuſegnen; der Schulmeiſter ſchwingt ein Wetterfähnlein, Alle ſchreyen: Sieg oder Tod! Die knienden Kinder empfangen der Aeltern Segen, eine erbärmliche Trompete bläſt Tuſch im Orcheſter,

und mit dem Ausruf: es lebe die Freyheit! es lebe das Vaterland! ſtürzen die Kinder fort. Schade, daß keine Jungfrau von Crogi, gleich der von Orleans, erſcheint, ſo würde man doch das Wunder begreiflich finden, daß 60 Schulknaben 50 Koſaken in die Flucht ſchlagen, und kein Kind dabey verlieren. Im letzten Act wird noch ein verirrter ruſſiſcher Beamter gleichſam bey den Haaren herbeygezogen, ſehr unanſtändig beſpöttelt, als er Quartier fordert, und am Ende, da er hitzig wird, auf die kleinen Kinder verwieſen, die nach der Schlacht noch mit ihren Waffen ſpielen. „Mehr," heißt es, „brauchen die Pohlen nicht, um Rußlands Helden zu beſiegen." Das ganze Parterre brüllte bravo! und die alte Trompete that abermahls ihre Schuldigkeit. Zum Schluß ſang der älteſte Schüler mit einem papiernen Helm auf dem Kopf eine Bravourarie. Aus Schonung für die Pohlen mag ich die niedrigen Schmähungen nicht nachſchreiben, die ſie an dieſem Abende gegen die Ruſſen ſich erlaubten. Beym Nachhauſegehen erzählte mir Anderſon noch mehrere Beyſpiele eines ſolchen erhabenen pohlniſchen Patriotismus.

Um mich für alle die widrigen Empfindungen zu entſchädigen, fand ich an jenem Abend auf meinem Tiſche einen Zettel von Frauenzimmerhand, durch welchen eine Frau von S. mich einlud, ſie zu beſuchen, weil ſie mir ein Anliegen zu vertrauen habe. Um dieſes kleine Abenteuer ganz zu begreifen,

Digitized by Google

muß ich folgendes vorausſchicken: Als der Feind über die Memel ging und Kaiſer Alexander Wilna verließ, bemächtigten die Kanzeleyen, Kaſſen u. ſ. w., um nur ſchnell fortzukommen, ſich der erſten beſten Pferde, gleichviel, ob pohlniſche oder ruſſiſche, und ſo geſchah es, daß mehrere Officiersfrauen das Unglück hatten, die ihrigen einzubüßen, und gezwungen waren, in Wilna zu bleiben. Aber auch aus ihren bisherigen Quartieren wurden ſie herausgeworfen, wenn ſie nicht im Stande waren, nicht etwa doppelt, ſondern hundertfach zu bezahlen.

Der Gemahl der Frau v. S. war Statthalter in Disna geweſen, und hatte von Wilna aus eine kleine Geſchäftsreiſe unternommen, während welcher unvermuthet Wilna von den Franzoſen beſetzt wurde. So blieb ſeine Gattinn in Feindes Gewalt, und in der obenerwähnten traurigen Lage.

Es war am andern Morgen mein erſtes Geſchäft, die Dame aufzuſuchen. Statt Einer fand ich deren ſechs mit vier Kindern in einem kleinen Zimmer. Wir fingen damit an, obgleich wir uns zum erſten Mahle ſahen, gegenſeitig unſern Herzen Luft zu machen. Die Entſchuldigungen der Frau von S., daß ſie mich eingeladen, fand ich ſehr überflüſſig, und erboth mich gern zu jedem Ritterdienſte, den ein armer Gefangener leiſten könne. Sämmtliche Damen waren ſehr bewegt, ein Gefühl, welches der lang entbehrte Anblick eines Landsmannes

erregte. Sie erzählten, ſie dürften ſich auf der Straße nicht zeigen, ohne von den Pohlen verſpottet zu werden. Oft hätten ſie gern ruſſiſchen Gefangenen Unterſtützung gebracht, allein die Furcht habe ſie zurückgehalten, von den Schildwachen oder vom Volke gemißhandelt zu werden. Als ſie erfuhren, daß ich frey herumginge, hielten ſie ein ordentliches Conſilium, in welchem beſchloſſen wurde, an mich zu ſchreiben. Eine der Damen, als Bäuerinn verkleidet, trug den Zettel ſelbſt in meine Wohnung. Für das kleine Stübchen ließ der ſpitzbübiſche Wirth ſie nicht nur ungeheuer bezahlen, ſondern trieb auch die Schändlichkeit ſo weit, allen Franzoſen, die bey ihm einquartiert wurden, die Damen verdächtig zu machen. Oft mußten ſie zittern, wenn die Grenadiere mit Gewalt ihre verſchloſſene Thür ſprengen wollten. Zum Glück ſprach Frau v. S. ſehr gut franzöſiſch, und wußte, bald durch Höflichkeit, bald durch Ernſt die Unverſchämten zurückzuweiſen. Zum Ruhme einiger Franzoſen muß ich noch hinzufügen, daß ſie, von des Wirths Schurkerey überzeugt, ihm ſeine Unmenſchlichkeit nicht allein derb vorgeworfen, ſondern ihn auch einigemahl derb durchgeprügelt hatten, was aber für die hülfloſen Damen noch ſchlimmere Folgen hatte, da der ſchlechte Kerl es ſie nachher durch verdoppelte Bosheit entgelten ließ.

Der Magd vom Hauſe mußten die armen Frauen jeden kleinen Dienſt theuer bezahlen, und dennoch

Digitized by Google

oft eine Begegnung von ihr erdulden, die ſie gegen ihre eigene Mägde ſich nicht erlaubt haben würden.

Alle hatten ſich zuvor nie gekannt, aber ſchnelle Freundſchaften knüpft das Unglück. Einer unter ihnen wurden zwey Kinder krank. Es währte lange, ehe man einen Arzt finden konnte; endlich kam Einer, ein unwiſſender Menſch, doch ſehr uneigennützig, wie es ſchien. Allein es fand ſich bald, daß er ſeine Belohnung von der ſchönen Frau v. S. erwartet hatte, und als er dieſe Hoffnung getäuſcht ſah, warf er die Larve der Uneigennützigkeit weg. Die Mutter, zu ſchämig, um Unterſtützung bey ihren Unglücksgefährtinnen zu ſuchen, ließ heimlich durch die Magd ihre Sachen verſetzen. Durch einen Zufall erfuhren es die andern, machten ihr freundſchaftliche Vorwürfe, vereinten ſich in engerm Vertrauen, und errichteten eine gemeinſchaftliche Caſſe; Frau von S. war die Schatzmeiſterinn, die täglich Rechnung ablegte. Da aber nie etwas hinzukam, ſo mußte, bey der möglichſten Sparſamkeit, die Caſſe doch mit jedem Tage abnehmen. Dieſe traurige Betrachtung veranlaßte die Berechnung, daß ſie von dem, was der Wirth täglich an Miethe empfing ſämmtlich drey Tage leben könnten. Ihr ſehnlichſter Wunſch war alſo eine wohlfeilere Miethe. Wie ſollten ſie die finden, da ſie ſelbſt nicht aus dem Hauſe durften? — Dazu hatten ſie nun mich erſehen.

Mit dem größten Vergnügen übernahm ich den Auftrag. Als ich ſo von Haus zu Haus ging, wurde

Digitized by Google

ich von vielen neugierig begafft; manche mochten glauben, ich bettele. Ohne mich an die Blicke des verachtenden Mitleids zu kehren, ſetze ich meine Bemühungen lange vergebens fort. Viele konnten die armen Ruſſinnen nicht aufnehmen, Andere wollten es nicht.

Plötzlich ergriff mich ein guter Gedanke. Zum Commandanten wollte ich gehen, ihm den Jammer vorſtellen; die Frau v. S. für eine Verwandtinn von mir ausgeben, unter dieſem Vorwand mich zu ihrem Retter aufwerfen, und um freyes Quartier für ſie bitten. Auf der Stelle führte ich meinen Vorſatz aus.

Der berühmte Jomini empfing mich ſehr artig, erklärte aber, ohne die Zuſtimmung des Gouverneurs könne er nichts in der Sache thun. Beym Abſchied ſagte er lächelnd, es wäre doch ein großes Glück, wenn man im Unglück eine liebenswürdige Verwandtinn fände. Ich verſchluckte die unverdiente Pille, und eilte zum Grafen Hogendorp. Der war ſehr beſchäftigt. Ueber zwey Stunden mußte ich warten. Ich benutzte dieſe Zeit, um ſeine Adjutanten zu bearbeiten, indem ich beſonders die franzöſiſche Höflichkeit gegen das ſchöne Geſchlecht herausſtrich. Durch geſchmeichelte Eitelkeit kann man von einem Franzoſen alles erlangen. Sie geſtanden ein, den Damen müſſe geholfen werden, und bathen ſich deren Adreſſe aus, um perſönlich ihre Dienſte anzubiethen. Ich gab die Adreſſe.

Digitized by Google

Endlich wurde ich auch vorgelaſſen und ſehr freundlich empfangen. Der Graf Hogendorp erkundigte ſich nach meinem Vater, ſagte mir viel Schmeichelhaftes über deſſen Talent, aber — in der Hauptſache erklärte er, es ſey ihm unendlich leid, meine Bitte nicht gewähren zu können, die Stadt ſey mit Truppen überfüllt u. ſ. w. Vergebens erſchöpfte ich mein Bischen Darſtellungsgabe, um die Noth der Damen ihm an's Herz zu legen, der Refrain blieb: cela ne se peut pas (es geht nicht). Dann wandte er das Geſpräch auf die Schlacht von Moſchaisk, verſicherte, Napoleon müſſe nun ſchon in Moſcau ſeyn, und Graf Wittgenſtein könne ſich an der Düna nicht halten. Nach einer abſchlägigen Antwort kränkten mich ſolche Reden zwiefach. Ich antwortete trocken: Graf Wittgenſtein habe Befehl, die Düna zu behaupten und Oudinot zu ſchlagen. Er lachte und ich empfahl mich.

Mißmüthig ſuchte ich Troſt bey dem braven Anderſon, aber auch vergebens: denn die Pohlen lauerten ohnehin auf ihn, weil er vormahls bey dem ruſſiſchen Forſtweſen gedient hatte, und ein Deutſcher war; er durfte ſich alſo der Sache nicht öffentlich annehmen. Mit verwundeter Eitelkeit, daß es mir mißlungen, eine ſolche Kleinigkeit durchzuſetzen, mehr noch mit wahrer Betrübniß, trat ich unter die harrenden Frauen, die freylich halb und halb auf ein ſolches Reſultat gefaßt waren, doch ihren Kummer nicht verbergen konnten.

Es fiel mir ein, daß da, wo Männer nichts vermögen, ein kluges, ſchönes Weib oft Wunder thut. Klug und ſchön war die junge Frau v. S., darum ſchlug ich ihr vor, in meiner Begleitung ihre Bitte ſelbſt den Machthabern vorzutragen. Es koſtete Ueberredung, ehe ſie ſich dazu entſchloß, allein nur unter der Bedingung, daß noch eine von den Damen ſie begleite. Nun ſollte Toilette gemacht werden; aber wie? ſie hatten ja nichts als das einzige Zimmer, und ich blieb gegenwärtig. Noth iſt ſinnreich. Flugs wurde eine Decke ausgeſpannt, die einen Winkel des Zimmers ſo geſchickt abtheilte; daß kein profanes Auge erlauſchen konnte, was hinter der Decke vorging. Ich mußte mich indeſſen mit den zu Hauſe Bleibenden von Wind und Wetter unterhalten.

Endlich fiel die neidiſche Decke nieder, und die Damen ſtanden einfach und niedlich gekleidet vor mir. Meine kahle Uniform ſtach gar ſehr dagegen ab, daher die ſchöne Frau von S. die Güte hatte, mich zu verſichern, daß ſie dennoch lieber an meinem Arme, als am Arme des erſten Wilnaſchen Elegants, durch die Straßen wandeln wolle, ſo ging ich ſtolz an ihrer Seite; und als ich, von manchen uns Begegnenden, ſtatt ſonſtiger Spöttereyen, die Worte vernahm: „wie ſchön! welch ein Wuchs!“ und dergleichen, ſo blähte ich mich, als ob ich ſelbſt damit gemeint ſey.

Auf der Treppe des Gouverneurs zitterte Frau v. S. und verlor faſt den Muth. Die herrliche Frau

Digitized by Google

ſtärkte ſich aber ſelbſt durch den Gedanken, daß ſie nicht allein für ſich, ſondern für unglückliche Mütter und Kinder zu bitten habe. Kaum hatten wir das Vorzimmer betreten, als die Adjutanten uns umringten und wetteiferten, der Schönheit zu huldigen. Die gnädige Frau kann auch unangemeldet hineingehen, meinte der Eine, während der Andere ihr ſchon den Arm both, um ſie einzuführen. Sie erblaßte, und bebte ſo ſehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Mit ſanftem Ernſt erklärte ſie: ohne mich und ihre Geſellſchafterinn werde ſie nicht vor dem Gouverneur erſcheinen, und wenn das nicht thunlich ſey, ſo habe ſie nichts hier zu ſuchen. Sie wandte ſich zugleich an mich, mit der Bitte, ſie wieder nach Hauſe zu führen. Die Würde, mit der ſie ſprach, die kleine Ereiferung, die ihr wieder Farbe gab, das gute Franzöſiſch, in dem ſie ſich ausdrückte, wirkten ſo mächtig, daß Einer der Adjutanten ſogleich Stühle präſendirte, und der Andere zu dem Grafen ging, um uns zu melden.

Nach einer guten Viertelſtunde, während welcher wir kein Wort verwechſelten, und Frau v. S. einen Zipfel ihres Schnupftuchs knetete, wurden wir vorgelaſſen. Der Graf behandelte zwar die Damen ſehr höflich, wiederhohlte aber, was er mir ſchon geſagt hatte. Frau v. S., des Bittens ungewohnt, wollte aufſtehen und gehen, aber eine Thräne rollte über ihre Wange. Da nahm ein alter ehrwürdiger

Man das Wort, der bisher ſchweigend am Ofen geſtanden.

„Herr Graf“ ſagte er, „das Unglück der Damen heiſcht unſere Hülfe. Es iſt wahr, die Stadt iſt bereits überfüllt, und als Ruſſinnen können ſie unmöglich einquartiert werden; aber wenn die Damen ſich gefallen laſſen wollten, für franzöſiſche Marketenderinnen (Vivandières) zu gelten, ſo meine ich, Herr Graf, Sie könnten ſchon ein Auge zudrücken.“ — Der Gouverneur fand den Einfall vortrefflich, trug dem alten Manne ſogleich auf, das nöthige zu beſorgen, und erſuchte die Damen, ſich auch künftig in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden.

Der ehrwürde Chef des Generalſtabes hatte ſelbſt die Güte, uns nach der Quartierkammer zu begleiten; die Damen wurden als Vivandières eingeſchrieben, überſchütteten ihren Wohlthäter mit Dankſagungen, und ein unbeſchreiblicher Jubel, an dem ſogar die kranken Kinder hüpfend Theil nahmen, verbreitete ſich in der engen Wohnung, als wir die frohe Bothſchaft brachten. Mir wurde das ganze Verdienſt des gelungenen Unternehmens zugeſchrieben, ſo oft ich auch an die Thränen aus ſchönen Augen mich erinnerte, welche das ganze Wunder gewirkt hatten. Zum Lohn empfing ich von jeder Dame einen herzlichen Kuß. Ich will nicht läugnen, daß ich gewünſcht hätte, Frau v. S. möchte auch hier als Repräſentantinn der übrigen auftreten, allein das geſchah nicht, und ihr Kuß war unter allen der leiſeſte.

Als es Abend wurde, ſuchten wir das angewieſene, ziemlich entlegene Quartier. Den Weg dahin verkürzten uns, nicht auf die angenehmſte Weiſe, die Transparente, die noch heute, am dritten Tage nach dem Siegesfeſte, der pohlniſche Patriotismus leuchten ließ. Beſonders auffallend war Eines derſelben, zu deſſen Erklärung eine Einleitung gehört. Die Pohlen glaubten nähmlich allgemein, Napoleon habe ſeine Siege bloß ihrer Avantgarde zu verdanken, ohne daran zu denken, daß er dieſe, in der That braven, Truppen nur als die erſten Schlachtopfer vorausſandte. Auf jenem Glauben ſich gründend, ſtellte ein Transparent über dem Balcon eines pohlniſchen Fürſten die Schlacht von Moſchaisk dar, im Vorgrunde einen Theil der Stadt mit dem Thore, durch welches die Pohlen einzogen, während die Franzoſen im fernen Hintergrunde der Ruhe pflegten. Oben drüber ſtand: mit Gottes und Napoleons Hülfe — unten: beſiegen wir die Ruſſen. Unter ſolcher Augenweide erreichten wir das Haus, welches die angewieſene Nummer trug, und wo ein bärtiger Jude uns ſtaunend und klagend empfing, doch plötzlich ſehr freundlich wurde, als er hörte, daß es unglückliche Ruſſinnen wären, die ihm das Schickſal zugeführt. „Alles, was ich habe,“ rief er aus, „theile ich gern mit den Unterthanen des guten Kaiſer Alexander!“

Es iſt wahrlich wahr! die Juden zeichneten

ſich beſonders aus durch Anhänglichkeit an Rußland und deſſen geliebten Beherrſcher. Sie machten auch gar kein Hehl daraus, und erduldeten lieber Mißhandlungen und Erpreſſungen. Während die Pohlen in den Kirchen den Ruſſen fluchten, flehten die Juden in den Synagogen Segen auf ſie herab. Der wackere Jude räumte auf der Stelle zwey niedlich möblirte Zimmer ein.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Pineda nicht in der beſten Laune. Er hatte Befehl erhalten, mit einem Commando Franzoſen zu der hungernden Armee zurückzukehren; auch für mich eine Schreckensbothſchaft, denn ich mußte befürchten, das Quartier zu verlieren und zu den Gemeinen in die Kirche geſperrt zu werden. Ich ſuchte durch das ruſſiſche Sprüchwort mich in den Schlaf zu lullen: „Was am Abend dunkel ſchien, erleuchtet der Morgen.“

Den folgenden, letzten Tag von Pineda's Aufenthalt wünſchte er noch mit mir zu verleben. Er hatte dem unbarmherzigen Kriegszahlmeiſter, gegen tauſendfache Quittungen, einen kleinen Theil ſeines ſchon ſechs Monath rückſtändigen Soldes abgepreßt, und wollte ſich mit mir noch einmahl gütlich thun, das heißt, ſich ſatt eſſen. Auf dem Markte hatte ein ſpeculirender Franzoſe eine Restauration à la Parisienne angelegt; dahin gingen wir, und für eine mäßige Mahlzeit wurde Pineda rein ausgeplündert, was ihm ziemlich gleichgültig ſchien, da man ohnehin auf der Straße zwiſchen Wilna und Polozk auch für

Digitized by Google

Geld nichts haben konnte. Nachdem wir bey einem Glaſe Wein unſere Abenteuer noch einmahl durchgelebt hatten, machten wir einen Spaziergang um die Stadt.

Wilna liegt nicht angenehm in einer Vertiefung von Sandbergen umgeben, die mit verkrüppelten Tannen bewachſen ſind. Die ſchöne Wilja fließt in ziemlicher Entfernung. Läge die Stadt an ihren Ufern, ſo wäre für Annehmlichkeit und Bequemlichkeit in Hinſicht der Schifffahrt beſſer geſorgt. Jenſeit des Fluſſes hatte Buonaparte große Batterien aufführen laſſen, um einen etwanigen Rückzug zu decken. Dennoch pflegten die Pohlen mit dieſen Batterien zu prahlen, als wären ſie ein Beweis von Buonaparte's Scharfſinn; da hingegen die Ruſſen das Land ſo lang beſeſſen und nicht auf dieſen glücklichen Einfall gekommen wären. Als ob die Ruſſen jemahls eine Retirade aus ihrem Lande zu bedecken hätten!

Abends fand ich meine Damen in ihrem neuen Quartier in der beſten Laune, denn der ehrliche Hebräer hatte zu ihrem Empfang die Zimmer ſcheuern laſſen, weiße Gardinen aufgehängt, mit Wachholder geräuchert und drey reinliche Betten aufgeſchlagen. Durch meine Klage, daß ich wahrſcheinlich in die Kirche würde ziehen müſſen, wurde der Frohſinn der Damen geſtört. Frau v. E. verſicherte mich mit der liebenswürdigſten Theilnahme, ſie würde, ſo ungern ſie ausginge, in dieſem Falle

Digitized by Google

mich täglich beſuchen und ihre Armuth mit mir theilen. Dieſer Troſt, aus einem ſo reitzenden Munde bewirkte, daß ich faſt mich noch für beneidenswerth hielt. Zu Hauſe erfuhr ich nun erſt von Pineda, daß er, ohne mir etwas davon zu ſagen, dringend gebethen hatte, mir das Quartier zu laſſen, allein er war überall mit dem gewöhnlichen: je suis mortifié, mais cela ne se peut pas — abgeſpeiſt worden.

Wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten. Ich hatte am andern Morgen mir vorgenommen, dem menſchenfreundlichen Chef des Generalſtabes meine Lage vorzuſtellen. Als ich auf dem Wege zu ihm das Rathhaus vorbeyging, ſah ich einen düſtern um ſich blickenden Mann vor der ruſſiſchen Bude ſtehen. Er trug ein elegantes Civilkleid, aber der ruſſiſche Uniformmantel, den er um ſich ſchlug, gab mir den Muth, ihn anzureden. Etwas glücklicheres konnte mir in dieſem Augenblicke nicht begegnen, denn ich fand in ihm nicht allein einen Unglücksgefährten, ſondern auch einen braven, gefühlvollen, für die damahligen Umſtände reichen Mann, den Hofrath Barts, geweſenen Zollinſpector in Bialyſtok, den man mitten in der Nacht aus den Armen ſeiner Gattinn und Kinder geriſſen, und ihm kaum vergönnt hatte, ſich mit dem Nothwendigſten zu verſehen und ſeinen eigenen Wagen mitzunehmen. So brachte man ihn als Staatsgefangenen nach Wilna; warum? das wußte er ſelbſt

nicht; es hieß, er ſey verdächtig. Freylich war er ein kluger Weltmann, in Sprachen bewandert, in der Politik erfahren; das mochte gefährlich ſcheinen. Warum man aber zu gleicher Zeit einem gewiſſen Titularrath C*, einem äußerſt beſchränkten Kopf, dieſelbe Ehre erwies, ihn als Staatsgefangenen fortzuſchleppen, das konnte Niemand errathen. Der Mann war viele Jahre lang Forſtmeiſter geweſen, und die Auerochſen intereſſirten ihn weit mehr, als die Unterjochung von Europa. Sein Schickſal überraſchte ihn dermaßen, daß er zum Tollhaus reif nach Wilna kam. Das hielten aber die Franzoſen für Verſtellung. Wenn ein Pohle oder ein Franzoſe ihm zu nahe kam, ſo pflegte er auszuſpucken, ſich umzuwenden und in den Bart zu brummen, oder wohl gar nach einem Stein zu greifen. Uebrigens war er ein ehrlicher Mann und die Sanftmuth ſelbſt für jeden, der zutraulich und deutſch redend ſich ihm näherte. Sein Anzug glich dem meinigen an Armſeligkeit. In der Folge beſchenkte der Hofrath Barts ihn und mich mit Kleidern und Wäſche.

Dieſer edle Mann, der ſtets von einem Gensd'armen begleitet wurde, bezeigte eine große Freude, mir in meiner Noth beyſtehen zu können. „Morgen," ſagte er, „werde ich nach Königsberg transportirt; das iſt auch Ihr Weg; in meinem Wagen iſt Platz; ich halte 6 Pferde Vorſpann; wollen Sie mit mir fahren, ſo ſoll es mir ſehr angenehm ſeyn."— Man denke ſich meine Freude! Kein Hunger in der

Kirche, kein Marſch zu Fuße, ein bequemes Fahren an der Seite eines gebildeten Mannes! welch ein Glück!

Aber ob die Franzoſen mir keinen Querſtrich durch verſagte Erlaubniß machen würden? das war nun meine Sorge. Ich fürchtete ihr Mißtrauen und hatte mich leider nicht geirrt. Zwar der edle Chef des Generalſtabes fand keine Schwierigkeit darin, wohl aber Graf Hogendorp, welcher trocken meinte, Staatsgefangene und Kriegsgefangene könne man nicht zuſammen fahren laſſen, da die erſteren weit ſtrenger bewacht werden müßten. Ich ließ jedoch nicht ab zu bitten, unterwarf mich gern der ſtrengſten Bewachung, und da Pineda ſeine herzliche Fürſprache hinzu fügte, mein muſterhaftes Betragen während des Marſches rühmend, ſo wurde endlich — nach einem ſcharfen Examen, ob wir uns früher gekannt? wie und wo wir uns gefunden? u. ſ. w. — mein Wunſch gewährt.

Wer war froher als ich! Der edle Chef des Generalſtabes ſchrieb ſogleich meinen Nahmen in die feuille de route von Barts und C*, und ich ergriff die Gelegenheit, ihm meine ruſſiſchen Damen nochmahls zu empfehlen, die er ſelbſt zu beſuchen verſprach. Ob er Wort gehalten, weiß ich nicht.

Gegen Abend brachte ich meine neuen und alten Freunde zu den Damen, wo Barts, durch den Anblick der Kinder an die ſeinigen erinnert, anfangs ſehr verſtimmt war. Als ich verkündete, daß und

warum dieſer Beſuch mein letzter ſey, entſtand eine plötzliche Stille, und eine düſtere Verlegenheit umſchwebte jede Stirn. Frau v. S. fand zuerſt die Sprache wieder, und erklärte, mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, ſich zu den Fremden wendend, wie es zuſammenhänge, daß ſechs Damen bey der Nachricht von der Abreiſe eines jungen Menſchen plötzlich verſtummt wären; nähmlich ich hätte als ein Unbekannter ſo viel für ſie gethan u. ſ. w. Ich ſuchte ihr durch Einwendungen den ſchönen Mund zu verſchließen, doch will ich nicht läugnen, daß es mir wohl that, meines Lobes immer mehr von ihr zu hören. „Wir können in unſerer jetzigen Lage nichts für Sie thun,“ ſagte ſie, „allein wir alle werden Sie nie vergeſſen! Käme Ihre Abreiſe nicht ſo plötzlich — wir hatten uns vorgenommen, Sie zu überraſchen — aber es hat nicht ſeyn ſollen — nehmen Sie mit unſerm innigſten Danke vorlieb!“ —

Meine Gefährten waren tief bewegt, mich ſelbſt wollte Wehmuth erſticken. Auch Frau v. S. kehrte ſich gegen das Fenſter, um ihre Rührung zu verbergen. Sie war jedoch die erſte, die ſich zu faſſen wußte; das Traurigſeyn, meinte ſie, könne hier nichts helfen; wir müßten vielmehr am letzten Abend noch froh mit einander ſeyn, „unſern Feinden zum Poſſen,“ ſetzte ſie hinzu, beſann ſich aber ſchnell, daß Pineda auch zu der Zahl dieſer Feinde gehöre, und machte ihm eine ſcherzende Entſchuldigung. Der gute Pineda, in ihrem Anſchau'n verloren, wußte

nicht einmahl, was ſie geſagt hatte. Niemand ſah ſie ungeſtraft. Sie verband die heiterſte Laune mit tiefem Gefühl, Offenheit mit ſtrenger Sittſamkeit, und, mehr noch als Schönheit, zierte Sanfmuth ſie. Kurz, ſie war eine Leontine, nur weit ſchöner als die, wenigſtens wie der Kupferſtich ſie zeigt. In Pohlen geboren, als Kind von acht Jahren nach Rußland gekommen und dort erzogen, hatte ſie nachher einen Ruſſen geheirathet. Von ihrer Lippe hörte ich nie eine Klage, doch Eine ihrer Freundinnen verrieth mir, daß ſie nicht ganz glücklich ſey. — O ihr Männer! — in Wuth kann ich gerathen über mein eigenes Geſchlecht, weil in hundert unglücklichen Ehen neun und neunzigmahl der Mann die Schuld trägt.

Wir verlebten noch einen freundlichen Abend. Die Speiſen, die Frau v. S. uns auftiſchte, waren nur gering, aber Herzlichkeit würzte das Mahl; ja ſogar den ehrlichen Juden, der um Erlaubniß bath, von uns Abſchied zu nehmen, wußte ſie ſo lieblich in's Geſpräch zu ziehen, daß ſeine Gegenwart uns weder auffiel, noch läſtig war. Wir drehten uns ja alle nur um Eine Sonne.

Barts war der Einzige unter uns, der eine Uhr beſaß, und leider fiel es ihm ein, ſie herauszuziehen. Frau v. S., die Alles gewahr wird, rief verwundert: ſchon 11 Uhr! Mir und Pineda'n blieben vor Schrecken die Biſſen im Halſe. Der Jude bewies jedoch, durch ſeine große ſilberne Repetiruhr, die einer Butterbüchſe glich, daß es erſt halb 10 ſey,

und ſchnell erwachte die Fröhlichkeit wieder, bis endlich doch die gefürchtete Trennungsſtunde heran rückte. Düſter ſchlich ich an's Fenſter, da flößte Frau v. S. mir neues Leben ein, indem ſie mir zuflüſterte: „im Nahmen unſer Aller bitte ich Sie, uns morgen früh noch zu beſuchen. Das Abſchiednehmen iſt eine fatale Sache, allein es muß geſchehen, und zwar unter uns.“

Ich blieb nicht aus, obgleich meine Herzbeklemmung mir ſagte, ich hätte lieber wegbleiben ſollen. Trübe Augen, einſylbige Unterhaltung, drückende Pauſen, was konnte ich ſonſt erwarten! Frau v. S. ermannte ſich zuerſt, faßte meine Hand, dankte mir nochmahls im Nahmen Aller, verſicherte mich ihrer unwandelbaren Freundſchaft, und daß es für Alle ein Freudentag ſeyn werde, wenn einſt der Himmel uns glücklicher wieder zuſammenführe. Ihre letzten Worte wurden immer leiſer und gepreßter, Thränen rollten über ihre Wangen, und wir Alle ſchluchzten laut. Wie ich endlich auf die Straße gekommen bin, weiß ich nicht mehr, doch hörte ich noch die ſüße Stimme mir nachrufen: „Wenn Sie uns ſchreiben können, ſo thun Sie es, wir werden Ihnen antworten.“ Ich irrte noch lange auf den Straßen umher, um mein verweintes Geſicht in Ordnung zu bringen.

Als ich mit Pineda zu Barts kam, machte ich die Bekanntſchaft des ſchon erwähnten originellen Titularraths, deſſen Koſtüm ſchwerlich errathen ließ, zu welcher Nation er eigentlich gehöre. Da es ihm

an Bekleidung fehlte, ſo hatte er ſich auf die ſinnreichſte Weiſe von der Welt aus lauter Tuchrändern, die er in den Tuchläden aus Mitleid umſonſt erhalten, eigenhändig eine Jacke und Beinkleider zuſammen genäht, die freylich ſehr bunt waren, auch hie und da Säcke bildeten, aber doch den Zweck erreichten, und nicht allein ſeine Blöße deckten, ſondern auch vor Wind und Wetter ſchützten. Zu dieſem Staat gehörte noch eine Mütze aus demſelben Stoff von denſelben kunſtreichen Händen verfertigt — es war unmöglich, ihm nicht in's Geſicht zu lachen Er glich einem halbgefüllten Luftballon. Dabey ſpuckte er immer um ſich, wie ein zorniger Kater. Für ihn brachten die Gensd'armen einen ſogenannten Leiterwagen, den er aber, weil es an Leuten fehlte, ſelbſt kutſchiren ſollte. Brummend wälzte er ſich auf das Heufuder.

Nachdem ich den braven Pineda noch einmahl an mein beklemmtes Herz gedrückt, ſtieg ich zu Barts in den Wagen, zwey Gensd'armen, unſere Begleiter, ſchwangen ſich auf die Pferde, und wir verließen Wilna — wie ein vertriebener Fürſt, dem bloß der Hofnarr treu geblieben (meinte Barts); nur Schade, daß unſer Hofküchenwagen nichts als Heu enthielt.

# Fünftes Capitel.

## Transport nach Tilſit.

Unſerer Marſchroute zufolge ſollten wir von drey zu drey Meilen friſchen Vorſpann und gehörige Verpflegung erhalten. Das war aber nur pro forma hingeſchrieben, denn man wußte in Wilna ſehr gut, daß auf dem ganzen Wege weder ein Pferd, noch ein Stück Brod zu finden waren. Zum Glück hatte Barts mit einigen Lebensmitteln ſich verſorgt, die wohl bis Kowno auslangen konnten, da wir in fünf Tagen dort eintreffen mußten. Der Herr Titularrath witterte unſern Vorrath bald, war immer äußerſt höflich, wenn er hungerte, und gleich wieder grob, wenn er ſich ſatt gegeſſen hatte.

Wir übernachteten gewöhnlich in öden Häuſern an der Straße, wenn nicht die verpeſtete Atmoſphäre von krepirten Pferden uns vertrieb. Leider geſchah das oft, denn die Franzoſen ſelber geſtanden, daß zwiſchen Wilna und Kowno deren bey Tauſenden lägen. Die Urſache dieſes Hinſterbens ſoll das rohe Korn geweſen ſeyn, welches die Cavallerie von den Feldern mähte, und in Ermangelung des Heu's den Pferden vorwarf, wodurch, wenn ſie darauf ſoffen, ihre Magen ungeheuer aufgeblaſen wurden. Der gräßliche Geſtank brachte uns größten Theils um den Genuß der wirklich herrlichen Gegenden, weil wir uns beſtändig in den Hintergrund des Wagens zurück ziehen mußten, um nicht ohnmächtig zu

werden. Die Gensd'armen ſtrichen jedesmahl im Galopp an ſolchen Stellen vorüber, um ſchnell aus der verpeſteten Luft zu kommen. Wenn der Herr Titularrath vor uns herfuhr, wie bisweilen geſchah, ſo hatten wir an ihm den ſicherſten Telegraphen. Fing er an zu ſpucken, ſo war es Zeit, das Schnupftuch zur Hand zu nehmen; fuhr aber plötzlich die bunte Mütze tief ins Heu, ſo hielten wir ſchnell die Naſen zu.

Täglich begegneten wir einer Menge von Truppen, welche ſich Lorberen und — Schläge hohlen wollten. Es war poſſirlich anzuſehen, wenn ſo ein halbes Regiment, an Stellen, wo Aas lag, gebückt mit zugehaltenen Naſen vorüber hüpfte. Aber eines Zuges muß ich erwähnen, der die prahleriſche Ungroßmuth der Franzoſen offenbart. Mehrere Officiere nähmlich riefen, ſobald ſie ruſſiſche Gefangene erkannten, ihren Leuten zu: toujours en avant, braves soldats! jusqu'à Moscou! (immer vorwärts, ihr braven Soldaten! bis nach Moſcau!) Pfuy des Menſchen, der Unglückliche ſo verhöhnen kann!

So lange nur Franzoſen uns begegneten, wurde der ſpuckende Herr Titularrath durch ihre Spöttereyen nicht verwundet, denn er verſtand kein Franzöſiſch; am Ende kamen aber auch deutſch-franzöſiſche Truppen, die ihn für einen Bajazzo erklärten, und nicht ſelten mußten die Gensd'armen ihn aus einem hohnlachenden Kreiſe retten. Zuletzt konnte er

ſich auch nicht mehr in's Heu verbergen, denn es ging zu Ende, und er ſaß auf den kahlen Bretern.

Den Tag vor unſerer Ankunft in Kowno hätten wir bey dem Städtchen Rumſchiſcheck, welches ſchon an der Memel liegt, beynahe den Hals gebrochen. Auf einem mit Balken ſtufenweis belegten Berge konnten die, nach pohlniſchem Gebrauch nur durch eine dünne Leine regierten, Pferde den Wagen nicht halten, er hüpfte wie eine Bachſtelze von einem Balken auf den andern, der Junge fiel herunter, Barts und ich tanzten wie Marionetten, bis endlich zwey Pferde ſtürzten, der Wagen umſchlug, mein Gefährte rechts und ich links hinausgeſchleudert wurde. Ich kam zum Unglück unter den Wagen zu liegen, die ganze Laſt ruhte auf mir, ich litt unſägliche Schmerzen, und glaubte wenigſtens ein Bein gebrochen zu haben. Ich kam jedoch mit blauen Flecken davon, und hinkte bloß einige Tage. Unterdeſſen thronte die Narrenmütze noch oben auf dem Berge, und beſchaute ganz gleichgültig die ſchöne Gegend. Als wir ihn ärgerlich darob zur Rede ſtellten, geſtand er ſehr aufrichtig, er habe bloß gefürchtet, die Branntweinflaſchen möchten Schaden leiden. Das letztere war leider auch geſchehen. Wir verloren zwey Bouteillen, in unſerer Lage ein Schatz. Mit dem Ueberreſt wuſchen wir unſere Quetſchungen, wozu der Herr Titularrath gewaltig ſcheel ſah. Es geſchah in einem Hauſe, wo

ſchon franzöſiſche Officiere ſtanden, die uns aber gern ein Zimmer räumten.

Sie hatten ſich, wie häufig geſchah, unter allerley Vorwand von der großen Armee getrennt, und gingen entweder nach Königsberg zu dem Reſervecorps, oder wohl gar nach Hauſe. Mit zweyen derſelben, den liebenswürdigſten und gebildetſten, die mir noch vorgekommen waren, verplauderte ich einen angenehmen Abend. Sie ſchienen zu ahnen, was nachher ſich zutrug, und waren ſo geſcheidt, bey Zeiten auszuweichen.

Den majeſtätiſchen Memelſtrom mit ſeinen romantiſchen Ufern verloren wir nun bis Kowno faſt nicht aus dem Geſichte. Der Anblick der Stadt ſelbſt mit ihren zierlichen Thürmen und die Menge Schiffe mit bunten Wimpeln machte einen ſehr angenehmen Eindruck, beſonders auf mich, der ich ein halber Seemann bin. Die von den Franzoſen in der Eile aufgeworfenen Feſtungswerke nahmen ſich zwar in der Ferne auch recht artig aus, raubten jedoch in der Nähe der ſonſt freygelegenen Stadt die Ausſicht.

Wir fuhren gerade zum Commandanten, und augenblicklich war unſer Wagen von neugierigen Chriſten und Juden umringt, welches unſern Titularrath dermaßen ereiferte, daß er ihnen ſeine dicke Zunge entgegenſtreckte. Bravo! riefen die lachenden Zuſchauer.

Der Herr Commandant, ein ſteifer Anhänger Buonaparte's gab uns eine elende Stube, und wir mußten noch Gott danken, daß er uns das freye Um-

hergehen nicht verboth. Gegen Abend beſuchten uns in aller Stille mehrere Juden mit traurigen Geſichtern und erzählten uns die Einnahme von Moſcau, die ich bezweifelte, bis ich auch den ſchrecklichen, bewunderungswürdigen Brand erfuhr, welchen angelegt zu haben anfangs die Franzoſen ſich bis zum Ekel rühmten, und nur erſt, als ſie begriffen, daß dieſer Brand ſie alles Unterhalts beraubt hatte, mußten die Zeitungen ausſchreyen: Ces barbares du Nord qui ne savent devendre leur pays, qu'en brulant leur capitale! (Dieſe nordiſchen Barbaren, die ihr Vaterland nicht anders zu vertheidigen wiſſen, als indem ſie ihre Hauptſtadt in Aſche legen.)

So oft wir uns auf den Straßen zeigten, würden wir zwar von Neugierigen begafft, nie aber näherte ſich Einer, um uns ein Wort des Troſtes zuzuſprechen; deßhalb erſtaunten wir eines Tages nicht wenig, als ein zierliches Kammermädchen uns eine Einladung zum Thee von ihrer Gebietherinn brachte, indem ſie zugleich ihre Wohnung uns bezeichnete. Wir vermutheten faſt ein galantes Abendteuer, fanden auch eine ſchöne junge Frau, aber krank im Bette, die uns bloß ihre Leiden klagen wollte, weil ſie von ihrem Manne, einem Pohlen, getrennt war, der einen wichtigen Poſten bekleidet hatte, und dem man ruſſiſcher Seits wohl nicht recht trauen mochte, denn man hatte ihm befohlen, während des Krieges in einer andern ruſſiſchen Provinz ſich aufzuhalten. Seine junge Frau hatte er, bey dem ſchnellen Vor-

rücken der Franzoſen, zurück laſſen müſſen, und die Pohlen, die ſo gern für Rußland nachtheilige Gerüchte verbreiten, hatten ausgeſprengt, er ſey gefangen, oder wenigſtens nach Siberien geſchickt worden. Von uns wünſchte nun die arme, mit der innigſten Liebe an ihrem Gatten hängende Frau eine tröſtlichere Nachricht zu erhalten, und lebte wieder auf, als wir ſie durch tauſend Gründe überzeugten, daß ſie für das Leben ihres Mannes nichts zu fürchten habe. Wir verließen ſie beruhigt und von ihrem Segen begleitet.

In Kowno wurden unſere franzöſiſchen Gensd'armen gegen pohlniſche vertauſcht, und man kündigte uns an, da kein Vorſpann zu haben ſey, ſo würden wir uns gefallen laſſen, zu Schiffe bis Tilſit zu gehen. Mir, einem alten Seevertrauten, war das willkommen, nicht ſo den armen B a r t s, der krank zu werden fürchtete, und ſeinen Wagen a tout prix verkaufen mußte; noch weniger dem Herrn Titularrath, der die drey Tage in Kowno verſchlafen und verſoffen hatte, und nun jammerte, daß man ihn erſäufen wolle.

Der Chef der Gensd'armerie war ſo gütig, uns vor der Abfahrt mit einem kräftigen Frühſtück zu bewirthen, welches der Herr Titularrath durch glaubwürdige Erzählungen von Auerochſen und von einem F r o ſ ch r e g e n, den er erlebt haben wollte, dermaßen würzte, daß wir lachend verdauten. Mehrere Stellmacher wurden herbeygerufen, um den unnütz ge-

Google

wordenen Wagen zu kaufen; da ſie aber ſämmtlich kaum den halben Preis für das daran befindliche Eiſen bothen, ſo entſchloß unſer rechtlicher Wirth ſich ſelbſt, ihn zu behalten, zahlte freylich auch nur 15 Silberrubel dafür, aber doch immer dreymahl mehr, als irgend Jemand in Kowno dafür geben wollte.

Die Schiffe, von welchen wir eines uns ausſuchen durften, waren Proviantſchiffe, die mit Munition aus Tilſit die Memel herunter gekommen, und, da ſie leer zurückgingen, Bleſſirte, Gefangene u.ſ.w. an Bord nehmen mußten. Ich wählte einen Schnellſegler. Zwar läugnete der Capitän, um keine Paſſagiere zu bekommen, dieſe Eigenſchaft ab, allein ich hatte mich nicht geirrt auch hatte zufällig dieſes Schiff die ſchönſte Cajüte, und der Capitain war ein braver Mann. Zum Erſatz durfte er, außer uns, auch nur noch fünfzehn Soldaten mitnehmen, während die andern fünf und zwanzig bis dreyßig einſchiffen mußten. — Bey dieſer Gelegenheit beſahen wir auch die, in der That ſehr ſchöne, Brücke, welche die Franzoſen über den breiten Fluß gebaut hatten; ich prophezeihte jedoch ſogleich, daß ſie den Eisgang im Frühjahr nicht aushalten würde, und meine Prophezeihung iſt leider wahr geworden.

Nachdem wir unſer kleines Gepäck in Ordnung gebracht, nahmen wir noch Abſchied von der kranken Dame, die ſeit vielen Wochen zum erſten Mahl geſchlafen hatte, und, unſerer Zuſicherung vertrauend, ruhig und hoffnungsvoll an ihren Gatten dachte.

Digitized by Google

Sie beſchenkte uns mit einem Korbe voll Lebensmittel, Wein und Branntwein, Dinge, die in Kowno unbezahlbar waren. Gott hat es ihr vergolten; denn ich habe erfahren, daß ſie glücklich wieder mit ihrem Gemahl verenigt worden.

Nachmittags trennten wir uns von dem Chef der Gensd'armerie, einem ſo wackern Manne, der uns ſo ſchonend behandelt hatte, daß wir ſeiner uns zeitlebens mit dem innigſten Danke erinnern werden. Er begleitete uns bis an das Schiff, wir lichteten die Anker, der Wind war günſtig, der Strom hülfreich, und bald ſahen wir nur noch die Thurmſpitzen von Kowno.

Barts und ich bewohnten die kleine Capitainscajüte, wo höchſtens vier Menſchen ſitzen und drey ſchlafen konnten. Der Herr Titularrath blieb ſammt den Gensd'armen in der größern Matroſencajüte, die luſtiger war. Den Raum zwiſchen beyden, den ſonſt Waaren füllen, nahmen dreyzehn Bleſirte aus verſchiedenen Regimentern und Nationen ein. In der Mitte desſelben ſtand der Herd, an dem höchſtens zwey kleine Keſſel Platz hatten, und an dem die Soldaten in den ſchon kalt werdenden Nächten ſich wärmten. In Kowno hatte jeder auf ſechs Tage Proviant bekommen, täglich ein Pfund Fleiſch, ein und ein halb Pfund Brod und einen Schnaps. Durch die Güte der kranken Dame hinlänglich verſorgt, überließen wir unſere Portionen den Gensd'armen. — Der Herr Titularrath, in den Wäldern grau ge-

worden, konnte lange nicht begreifen, wozu die Segel da wären, meinte, es wären bloße Zierrathen und befahl ſeine Seele dem lieben Gott, ſo oft etwa ein Windſtoß das Schiff unſanft auf die Seite warf. Uebrigens hatte ich Urſache, mir zu der Wahl des Schiffes Glück zu wünſchen, denn wir ſegelten alle die andern vorbey, und warfen Abends zuerſt die Anker, weil man, der vielen Sandbänke und des engen Fahrwaſſers wegen, nur bey Tage den Strom beſchiffen kann.

Am andern Morgen war der Wind conträr, wir mußten laviren, welches auf der Memel nur durch Hülfe des Stromes möglich iſt. Das beſtändige Hin- und Herwenden des Schiffes machte den Aufenthalt auf dem Verdeck ſehr unangenehm; man wurde hin und her geſtoßen, und der Herr Titularrath fiel, troß ſeines Haſſes gegen die Franzoſen, bald dieſem, bald jenem in die Arme. Außer mir wurden Alle krank, ich war alſo der einzige Glückliche, der dem Speiſekorbe zuſprechen konnte, bis nach zwey Tagen, bey ſtillem Wetter die Geneſenen mit verdoppeltem Hunger drüber herfielen. Der Branntwein ging uns aus. Der Capitain tröſtete uns mit der Ausſicht, daß wir am andern Tage in der Nähe eines kleinen Städtchens ein Landgut erreichen würden, mit deſſen Beſitzer er manches kleine Geſchäft (nähmlich Contrebande) zu machen pflege. Wir ankerten bey jenem Städtchen, traten mit unſern Gensd'armen an's Land, wurden von neugieri-

gen Juden begafft und angeſchrien, betraten bald einen angenehmen Fußſteig, der nach dem Edelhofe führte, wurden von wedelnden Hunden und endlich von dem Herrn ſelbſt begrüßt. Er ſowohl als ſeine Gattinn, von unſern Abenteuern unterrichtet, empfingen uns mit vieler Güte, und bewirtheten uns gaſtfrey. Unſer Titularrath war nicht in der beſten Laune angekommen, denn der Wind nahm ihn auf dem Hofe ſeine prächtige Mütze, und ſie wurde eine Zeitlang ein Spiel der jungen Hunde; allein der Punſchnapf heiterte ihn ſchnell auf; er griff nach einer an der Wand hängenden Violine; ſpielte, zu Aller Verwunderung und Vergnügen, recht artig, und fand durch unſer Lob ſich ſo geſchmeichelt, daß er ſogar an zu tanzen fing, und uns durch allerley Späßchen beluſtigte. Gegen Abend kam auch der Schiffer. Es wurde geſungen, geſprungen geplaudert, als ob wir ſchon alte Bekannte wären. Nach Regen folgt Sonnenſchein, ſagt das Sprüchwort, oft iſt es auch umgekehrt.

Wir ſaßen noch bey der wohlbeſetzten Abendtafel, als plötzlich vier Soldaten von unſerm Schiffe hereintraten, vermuthlich von Hunger und Durſt getrieben, nicht um Erlaubniß fragten, nicht einmahl die Mützen rührten, ſondern ohne alle Complimente ſich an unſerm Tiſche lagerten, und laut nach Schnaps riefen. Der Edelmann ſagte ihnen ganz höflich, hier ſey kein Wirthshaus: doch würde er ihnen wohl einen Schnaps vorgeſetzt haben, wenn

ſie ſich verſtändiger benommen hätten, jetzt aber müſſe er ſie erſuchen, ſein Haus ſogleich zu verlaſſen; er wolle ihnen einen Wegweiſer mitgeben, der ihnen die Schenke unten im Städtchen zeigen ſolle. „Ey was Städtchen! hier gefällt es uns, und hier bleiben wir. Die Ruſſen können Sie wohl tractiren, aber für uns, die wir doch für ihre Freyheit fechten, iſt Niemand zu Hauſe.“ „Die Ruſſen bezahlen mir einen Ducaten per Mann, könnt Ihr das auch geben?“ Die Ruſſen ſind Narren, wenn ſie bezahlen. Wir müſſen daſſelbe umſonſt haben, und gleich auf der Stelle.“ „Und ich werde meine Leute rufen und Sie auf der Stelle hinauswerfen laſſen.“ „Was? Sie unterſtehen ſich, franzöſiſche bleſſirte Soldaten zu mißhandeln? das wollen wir ſehen!“ Dabey ſaßen die ungezogenen Menſchen immer mit den Mützen auf dem Kopfe, und fluchten auf die gemeinſte Weiſe. Endlich verlor der Edelmann die Geduld, nahm den Redner beym Kragen, und warf in zur Thür hinaus. Die Andern, die ihm zu Hülfe eilen wollten, wurden von unſern Gensd'armen auf gleiche Weiſe expedirt. Das Treffen würde ſich auf dem Hofe erneuert haben, wenn nicht die Bedienten zwey Kettenhunde losgelaſſen hätten, welche die unverſchämten Gäſte vollends in die Flucht jagten.

Indeſſen war unſere Freude geſtört, denn wir befürchteten ſchlimme Folgen. Mit ſchwerem Herzen beurlaubten wir uns bey unſerm gaſtfreyen Wirthe. Es war ſehr dunkel, des Schiffers Blendlaterne be-



Digitized by Google

leuchtete unſern Pfad. Die dicke Finſterniß mochte auch wohl den geſchlagenen Feind abgehalten haben, Succurs zu hohlen, und das Schloß zu ſtürmen.

Am Strande fanden wir unſer Boot nicht mehr; die Soldaten hatten es am Schiff behalten, und die dazu gehörigen Matroſen, unter der Bedrohung, ſie zu binden, gezwungen in die Cajüte zu kriechen. Wir riefen, Niemand antwortete. Nur einige Stimmen hörten wir, die leiſe gegen einander diſputirten. Der Capitain fing an auf gut ſeemänniſch zu fluchen, da fiel plötzlich ein Schuß, und eine Kugel ſtreifte die Laterne, die er in der Hand hielt. Dieſe Niederträchtigkeit verſetzte uns dermaßen in Wuth, daß wir darüber der Furcht vergaßen, auf eine ſo heimtückiſche Weiſe das Leben zu verlieren. Wir tobten und drohten, ſogleich die ganze Stadt in Allarm zu bringen; dann würden ſie dem Galgen nicht entrinnen. Die ſchlafenden Matroſen hatte der Schuß gleichfalls auf die Beine gebracht, ſie zankten mit den Soldaten, und wollten das Schiff ſogleich verlaſſen, wenn man uns nicht an Bord nähme. Nach langem Streiten und Fluchen hörten wir doch endlich, daß zwey Menſchen in das Boot ſprangen, und zu uns herüberruderten. Kaum waren wir eingeſtiegen, ſo fielen abermahls zwey Schüſſe, doch dieſesmahl vermuthlich nur blinde, um uns zu ſchrecken, denn wir hörten keine Kugeln pfeifen.

Als wir näher kamen, ſchrien ſie uns zu, die Gensd'armen und die Ruſſen ſollten ſich nicht unter-

Digitized by Google

ſtehen, an Bord zu kommen. Ich rief: unmöglich könnten Soldaten, die dem großen Napoleon dienten, wehrloſe Gefangene mißhandeln; überdieß wären wir ja Kriegscameraden, und, wenn ſie ſich beleidigt glaubten, ſtets bereit, ihnen als Männer von Ehre Genugthuung zu geben. Das wirkte denn doch ſo viel, daß ſie uns herauf ſteigen ließen. Oben entſtand nun wieder ein langer Zank über Recht und Unrecht, der gewiß abermahls mit Thätlichkeiten geendigt hätte, ohne den Schwur, den der Capitain dazwiſchen donnerte, daß er in dieſem Falle augenblicklich das Schiff verlaſſen werde. Ueber die Gensd'armen waren ſie am meiſten erboſt, und beſchloſſen, am andern Tage Gericht über ſie zu halten. Daß die Franzoſen betrunken waren, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Am Morgen erhub ſich neuer Lärm. Die Gensd'armen hatten wie gewöhnlich ihre Suppe am Herde kochen wollen, allein ihr Keſſel wurde herunter und Einer derſelben unſanft aus der Cajüte geworfen. Bisweilen ließen die Unbändigen ſich von mir zurechtweiſen, weil ich doch eine Uniform und ein Ordenskreuz trug, bisweilen ſagten ſie aber auch mir derbe Sottiſen (wiewohl mit der Hand an der Mütze), die ich oft verſchlucken mußte, wenn ich nicht in Gefahr kommen wollte, über Bord geworfen zu werden. In dieſer geſpannten Lage hatten wir noch obendrein widrigen Wind. Barts blieb

in der Cajüte. Als Civilperſon wollte er ſich in nichts miſchen.

Mittags konnten wir unſere Suppe nicht genießen, denn die Kerls hatten ein Paar Hände voll Pulver hineingeſchüttet, und lauſchten mit ſchadenfrohem Gelächter durch die Fugen unſerer Breterwand, und fragten höhniſch, ob wir guten Appetit hätten? Den Gensd'armen war es eben ſo ergangen; was blieb uns übrig? Die Menſchen zur Vernunft zu bringen, mußten wir die Hoffnung aufgeben; die übrigen Schiffe waren zu weit hinter uns geblieben, um ihren Beyſtand requiriren zu können; es ſchien uns daher das klügſte, das Schiff zu verlaſſen.

Zum Glück hatten wir, als Abends um 9 Uhr Anker geworfen wurde, einen ſchönen Edelhof in der Nähe, deſſen Beſitzerinn, eine pohlniſche Gräfinn, laut der Verſicherung unſeres Capitains, eine ſehr wohlthätige Frau ſeyn ſollte. Es war ſo dunkel, daß nur die flimmernden Lichter in der Ferne uns den Weg andeuteten. Der Herr Titularrath ſchlief ſo feſt, daß nur Barts und ich, nebſt unſern Gensd'armen den Gang antreten konnten. Die Lichter, unſere Wegweiſer, verſchwanden bald, weil wir uns in einem Garten befanden, wo nur die mit weißem Sand beſtreuten Gänge und das Bellen der Hunde unſere Führer waren. Endlich, nach manchem Schneckengewinde durch den Park, ſchimmerten die Lichter uns wieder hell entgegen, und wir

ſtanden an einer verſchloſſenen Gartenthür. Ein ſchreckliches Hundegebell verkündete unſere Ankunft. Wir pochten lange. Viele Laternen bewegten ſich auf dem Hofe hin und her, vereinten ſich in eine Gruppe und nahten vorſichtig dem Gartenthore. Auf ein furchtſames Wer da! erzählten unſere Gensd'armen, wer wir wären, wie es uns ergangen, und bathen um ein Nachtlager. Unterdeſſen war im Schloſſe Alles lebendig geworden. Der Sohn vom Hauſe, von einer Menge Bedienten umgeben, eilte herbey, und als er vernahm, wovon die Rede ſey, befahl er, die Thür zu öffnen. Unter einer Begleitung von Senſen und Knütteln wurden wir ins Schloß zu der Frau Gräfinn geführt. Wir fingen damit an, wegen verurſachter Unruhe um Verzeihung zu bitten, und erfüllten dieſe Pflicht um ſo mehr von ganzem Herzen, da ein Paar allerliebſte Töchter noch ganz erſchrocken mit hochklopfendem Buſen da ſaßen.

Bald machte der Schrecken dem Mitleid Platz. Wir wurden ſehr freundlich zur Abendmahlzeit eingeladen, man ſchlug uns aber zugleich vor, noch in dieſer Nacht, wiewohl in gräflicher Equipage, bis nach dem nächſten Städtchen Jurburg zu fahren. Das fiel uns auf. Allein die älteſte Tochter zog uns bey Seite, und bath mit der größten Liebenswürdigkeit im Nahmen ihrer Mutter um Verzeihung, daß ſie uns nicht herbergen könne. „Wir ſind den Pohlen verdächtig," ſagte ſie, man beobach-

tet uns ſcharf, weil wir ſtets an Rußland hingen, und mein Bruder auch in dieſem Kriege die Waffen nicht gegen Rußland ergriffen hat. Würden zwey Ruſſen bey uns übernachten, ſo würden die Pohlen ſogleich irgend eine Verleumdung daraus ſpinnen, uns wohl gar Verrätherey andichten. Wenn Sie uns einſt, und wer weiß, wie bald, in einer glücklichern Lage beſuchen, ſo ſollen Sie überzeugt werden, wie ſehr wir Ihre Nation ſchätzen.“ Auf dieſe freundliche Erklärung ließ ſich nur dankend antworten, und bedauernd, einer ſo ſchätzbaren Familie Unruhe verurſacht zu haben.

Nach einer köſtlichen Abendmahlzeit, wie wir ſeit vielen Monathen ſie nicht genoſſen hatten und die durch die liebenswürdige Unterhaltung der Töchter gewürzt wurde, fuhren wir Schritt vor Schritt, von einer Laterne begleitet, dem Ufer zu. Auf dem Schiffe lag alles im tiefſten Schlafe, und wir hatten wieder Mühe, dem Herrn Titularrath begreiflich zu machen, daß wir gekommen wären, ihn abzuhohlen. Er ermannte ſich endlich, und kroch in ſeine Jacke. Wir nahmen Abſchied von dem Schiffer, der einzigen wachenden Perſon am Borde, und kamen am andern Morgen glücklich nach Jurburg. Hier fanden wir zurückgebliebene kranke ruſſiſche Officiere, doch unter ihnen keinen Bekannten.

Schwerlich würde der Commandant uns Pferde verwilligt haben, wenn wir nicht die Ehre gehabt hätten, von Gensd'armen escortirt zu werden. Das

mochte ihn vermuthen laſſen, wir wären wichtige Staatsgefangene, und wir wurden glücklich mit Vorſpann weiter geſchafft. Von nun an ſtellten wir uns, als ob wir ſchon von Kowno aus auf gleiche Weiſe gereiſt wären; die Gensd'armen, die in Preußen nur eine ſtumme Rolle ſpielen konnten, bekräftigten es durch Kopfnicken, und ſo fanden wir keine Schwierigkeit.

Man glaubt in eine andere Welt ſich verſetzt, wenn man aus Litthauen nach Preußen kommt. Niedliche Häuſer, ſchöne Dörfer, häufig kleine Städte, lachen den Reiſenden ſchon von ferne an. Ueberall ehrliche Deutſche, die gern, was ſie haben, mit dem Nothleidenden theilen. Eine beſonders gute Aufnahme fanden wir bey einem ehrlichen Müller, deſſen Nahmen ich leider vergeſſen habe. Es war ſpät Abends, Alles ſchlief ſchon, aber ohne Murren verließen Alle die Betten, um uns herzlich zu empfangen. Freundlich wurden wir bewirthet mit allem, was das Haus vermochte, und Keiner legte ſich eher wieder nieder, bis wir ein niedliches Zimmer mit drey ſchönen reinlichen Betten in Beſitz genommen hatten. Am andern Morgen wurde hundert Mahl gefragt, wie wir geſchlafen? und ob uns auch nichts gemangelt habe? Ein kräftiges Frühſtück und ihren Segen gaben die guten Leute uns mit auf den Weg.

Oft näherten wir uns dem Strome, auf welchem, bey widrigem Winde, eine Menge Schiffe

ſchlichen, die, mit Verwundeten und Gefangenen, lange vor uns aus Kowno geſegelt waren. So oft wir ein ſolches Schiff ſahen, dankten wir Gott, daß wir das unſichere Element verlaſſen hatten. Glücklich erreichten wir Tilſit.

---

## Sechstes Capitel.

### Aufenthalt in Tilſit und Transport nach Königsberg.

Der Commandant, Rittmeiſter von Blankenburg — zu deſſen Ruhme ich nichts weiter zu ſagen brauche, als daß er einſt zum Schill'ſchen Corps gehörte — empfing uns auf das freundſchaftlichſte, und ließ uns ſogleich ein gutes Quartier anweiſen, das Haus eines reichen Kaufmanns, wo wir in Abrahams Schooß zu ſeyn hofften. Leider war es Einer von Abrahams geitzigſten Nachkommen. Da wir jedoch täglich weiter geſchickt zu werden erwarten mußten, ſo lehnten wir das gütige Anerbiethen des Commandanten, unſere Wohnung zu verändern, ab, zumahl, da wir bey den Bewohnern der Stadt gaſtfreyſte Aufnahme fanden, und folglich in ökonomiſcher Hinſicht geborgen waren.

Vor Allem bin ich verpflichtet, für mich und meine Gefährten dem Herrn Oberforſtmeiſter v. Ulrich den wärmſten Dank abzuſtatten; denn in

ſeinem Hauſe, im Zirkel ſeiner wackern Familie haben wir glückliche Tage verlebt. Originell war die Art, wie dieſer edle deutſche Mann ſich uns Fremden ankündigte. Es war am zweyten Tage nach unſerer Ankunft, als ein langer Mann, mit einem ſchönen Kopfe und majeſtätiſchem Gange zu uns hereintrat. Er trug eine Jagduniform nach altem Schnitt, einen zierlichen Hirſchfänger an der Seite, blanke Stiefeln, ſilberne Sporen.

„Verzeihen Sie, meine Herrn,“ hub er an, „wenn ich etwa zu früh komme. Das iſt ſo die Stunde, wo ich mir Bewegung mache. Sie kennen mich nicht? ich bin der Oberforſtmeiſter Ulrich. Ich habe von Ihrem Unglück gehört. Einer von Ihnen heißt Kotzebue? den Nahmen halte ich in Ehren. Ein Grund mehr, um ſie aufzuſuchen. Hätte aber auch für jeden Andern daſſelbe gethan. Ohne Complimente! die haſſe ich, wie die Franzoſen, welche Meiſter darin ſind. Alſo — Ihr ſeyd Gefangene — Unglückliche — Ulrich macht ein Haus in Tilſit. Von heute an ſtehen täglich zwey Couverts mehr auf meinem Tiſche. Kommt Ihr — gut! Kommt Ihr nicht, muß mirs auch gefallen laſſen. Um 1 Uhr ſpeiſt Ulrich zu Mittag, um 9 Uhr zu Abend. Dieß habe ich Euch nur ſagen wollen, und damit baſta! Adieu!“

So ging er wirklich wieder davon, kaum unſere Antwort abwartend. Solch ein Charakter war mir bis jetzt nur in Comödien vorgekommen; ich fühlte,

daß er in der Wirklichkeit noch ſchneller einnimmt. Ohne Bedenken nahmen wie die Einladung des braven Mannes an. Zufällig hatte er nichts von unſerm Titularrath gehört, und ſeine ganze Rede nur an uns gerichtet. Das nahm jener ſo mächtig übel, daß er mehr als jemahls ſpuckte und ſprudelte, den Oberförſter gar nicht für ſeinen Collegen erkennen wollte, und auch dann nicht ein Mahl hinging, als Herr v. Ulrich die Höflichkeit ſo weit trieb, ihm ausdrücklich einen Beſuch zu machen, und ſein Verſehen beſtens zu entſchuldigen.

Der Herr Titularrath verlor am meiſten dabey, denn der ganz Haushalt unſers Gaſtfreundes trug deſſen Charakter. Alles kurz und pünktlich; kein Compliment, kein Nöthigen, aber Herzlichkeit und Wohlwollen. Während unſers fünftägigen Aufenthalts verdankten wir dieſer braven Familie unſer geiſtiges und körperliches Wohlſeyn. Mit gerührtem Herzen erwähne ich auch noch eines Gaſtwirths in der Langgaſſe, der, ohne reich zu ſeyn, mehrere Tage lang 15 gefangene Officiere unentgeldlich ſpeiſte, ja ſogar einige derſelben mit Wäſche und Kleidungsſtücken verſah. Am letzten Tage, kurz vor der Abreiſe, verſammelten ſich die Officiere, um feyerlich Abſchied von ihm zu nehmen. Sie hatten eine Schrift aufgeſetzt und ſämmtlich unterzeichnet, in welcher ſie dankbar erzählten, was dieſer Mann an ihnen gethan; ihn dem Schutz der ruſſiſchen Heerführer empfohlen, im Fall einſt ruſſiſches Militär in Tilſit

einrücken ſollte, und am Ende die Bitte hinzufügten, dem Kaiſer bekannt zu machen, daß in Tilſit ein Mann lebe, der gegen die ruſſiſchen Gefangenen ſich ſo edelmüthig bewieſen. Der Abſchied war ſehr rührend. Selbſt einige Fremde, die gerade gegenwärtig waren, konnten ſich der Thränen nicht enthalten.

Beſondern Dank verdiente auch der Rittmeiſter v. Blankenburg, der den Gefangenen ihr böſes Schickſal ſo viel möglich erleichtert hat. Er war Einer von den ſeltenen Commandanten, mit welchem ſowohl die Einwohner als das Militär zufrieden waren, welches ſchwer zu erlangen iſt. Mit den franzöſiſchen Soldaten machte er keine Umſtände; trug ein Bürger eine gerecht befundene Klage gegen ſie vor, ſo beſtrafte er ſie derb. Officiere, die ſichs herausnahmen, mit dem Hut auf dem Kopfe in ſeine Kanzeley zu treten, warf er ſelbſt zur Thür hinaus, both ihnen aber auch gleich Satisfaction an, wenn ſie ſich etwa beleidigt glaubten. Auf ſolche Weiſe hatte er ſich gewaltig in Reſpect geſetzt.

Jetzt wäre es uns ein leichtes geweſen, die Beſtrafung jenes rohen Haufens zu fordern und zu erlangen, der uns vom Schiff vertrieben hatte, und drey Tage nach unſerer Ankunft in Tilſit landete, allein wir begnügten uns, ſie in Gegenwart des Commandanten tüchtig herunter zu machen, worauf ihnen die Strafe erlaſſen wurde.

Ich muß noch eines Fleiſchers von Tilſit erwähnen, eines großen baumſtarken Mannes, der — ſo

Digitized by Google

ſehr in ganz Europa jeder Hausbeſitzer vor Einquartierung zitterte — es ordentlich übel nehmen konnte, wenn er einige Tage ohne Einquartierung blieb, weil es ihm ein beſonderes Vergnügen machte, impertinente Franzoſen zur Raiſon zu bringen; auch hielten ſolche es ſelten länger als 24 Stunden bey ihm aus.

Hofrath B a r t s, der Titularrath und ich ſchloſſen uns jetzt an die übrigen Gefangenen, deren fünf, auch ſechs bey einander auf einem Wagen ſaßen, und durch ihre verſchiedene, oft burleske Kleidung ſeltſame Gruppen bildeten. Wir drey blieben beyſammen, und wählten noch zwey von den gefangenen Officieren zu unſern Geſellſchaftern. Zwey wackere ſchwarze Huſaren hatten unſere pohlniſche Gensd'armen abgelöſt.

Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Ingenieurlieutenant, der bey dem Bau eines Brückenkopfes angeſtellt war, und deſſen Bekanntſchaft ich ſchon bey dem braven Oberforſtmeiſter gemacht hatte. Er brachte uns noch eine, von guten Menſchen zuſammengelegte, Unterſtützung. Der deutſchen Sprache unkundig, konnten die wenigſten ihm mündlich danken; um ſo deutlicher ſprachen die naſſen Augen, das Schütteln der Hände. Der edle junge Officier war ſelbſt ſehr bewegt und entfernte ſich ſchnell.

Wir bedurften in dieſem Augenblicke um ſo mehr des Troſtes, da eben die Nachricht von der Einnahme von Moscau ſich beſtätigt hatte. Da herrſchte

eine Todtenſtille, und die kummervollen Geſichter wurden noch bläſſer. Manche hatten ihre Aeltern und ihr ganzes Vermögen dort. Daß letzteres ein Raub der Flammen geworden, war gewiß, und ſie fügten ſich darein, daß ſie aber über das Schickſal der Ihrigen in Ungewißheit bleiben mußten, beklemmte ihre Herzen unausſprechlich. Diejenigen, die nicht aus Moscau waren, ſuchten Alles hervor, um ihre zwiefach unglücklichen Cameraden zu tröſten. Einer derſelben, ohnehin kränklich, wurde ſo heftig von der Unglücksbothſchaft angegriffen, daß er nicht im Stande war, die Reiſe mitzumachen, ſondern zurück ins Hoſpital gebracht werden mußte, wo er bald darauf ſtarb. In ſeinen letzten Tagen ſoll er nichts mehr geſprochen haben, als die Worte: „o meine armen Aeltern! mein unglückliches Vaterland!“

In trüber Stimmung ſetzte ſich der Zug vor der Wohnung des Commandanten in Bewegung. Wir mußten vor dem Wirthshauſe vorbey, deſſen großmüthiger Beſitzer die Ruſſen ſo hoch verpflichtet hatte. Schon als wir noch ferne waren, entſtand ein Gemurmel, ein Fingerzeigen, und als wir näher kamen, riefen Alle: halt! halt! ſprangen ab, fielen dem Wirthe in die Arme, wollten von dem eben empfangenen Gelde ihm wenigſtens einen Theil ihrer Schuld abtragen, fanden jedoch den ernſtlichſten Widerſtand, und mußten ablaſſen, um den edlen Mann nicht zu beleidigen. Er ließ es ſich vielmehr nicht nehmen, uns Alle nochmahls mit einem reichlichen Frühſtück

zu bewirthen. Die vielen Neugierigen, die uns umringten, ſegneten ihn gleich uns, und ſo verließen wir Tilſit, von den widerſprechendſten Empfindungen bald gerührt, bald gequält.

Es war ein kühler Herbſttag, und, da unſere Garderobe nicht geeignet war, uns zu erwärmen, ſo nahmen wir nicht ſelten unſere Zuflucht zu den ſchönen Wirthshäuſern, wo wir, ſammt unſern ſchwarzen Huſaren, uns dermaßen begeiſterten, daß wir uns erlaubten, auf einzelne uns begegnende Franzoſen zu ſchimpfen, ja die Huſaren fuchtelten ſie ſogar aus dem Wege. Die Straße war beſät mit ſolchen Nachzüglern, mitunter auch Cavalleriſten, die man jedoch nur daran erkannte, daß ſie ſelbſt die Sättel trugen, denn Pferde hatten ſie nicht, und die wenigen, die deren noch hatten, mußten ſie führen, ſchleppen, ſtoßen.

So fuhren wir nun von einem Etappenort zum andern, wurden, wenn es dunkel wurde, in verſchiedene Quartiere verlegt, und hatten es gut oder ſchlecht, je nachdem die Wirthe reich oder arm, höflich oder grob waren.

Ein Mahl begegnete uns ein Bataillon von Sachſen-Weimar. Dieſen braven Leuten ſah man es deutlich an, daß ſie wider Willen gegen das Vaterland ihrer vergötterten Fürſtinn zogen. Als ſie uns für Ruſſen erkannten, bewieſen ſie uns durch ihre Gebehrden herzliche Theilnahme an unſerm Unglück;

Digitized by Google

wir ſahen uns noch oft mit Wehmuth nach ihnen um, ſie auch nach uns.

Am dritten Tage erreichten wir Tapian, wo wir Raſttag halten ſollten. Hier lernte ich die Einrichtung der bons kennen, die mir ſehr gefiel. Jeder Gefangene bekam täglich eine Portion Brot und Fleiſch. Statt aber genöthiget zu ſeyn, müde von der Reiſe ſtundenlang von einem Magazin zum andern zu laufen, um dieſe Lebensmittel zu empfangen, erhielt er bey ſeiner Ankunft vom Commandanten ein bon auf Fleiſch und Brot, dieſes brachte er ſeinem Wirthe und bekümmerte ſich weiter um nichts.

Die vielen Durchmärſche hatten aus Tapian alle Pferde mit fortgenommen, ſo daß uns keine Ausſicht blieb, früher als in fünf Tagen weiter transportirt zu werden. Das war uns allen höchſt unangenehm. Allein der Hofrath bath und erhielt vom Commandanten die Erlaubniß, einen eigenen Wagen bis Königsberg zu miethen; der hatte nur Platz für uns beyde, der Titularrath tobte jedoch ſo lange, bis ihm verſtattet wurde, hintenauf zu ſitzen. Die lehmigten Wege waren ſo abſcheulich, daß wir, noch einer Viertelmeile von Königsberg, das Vergnügen hatten umzuwerfen, und ſämmtlich, von der Scheitel bis zur Ferſe in ein grundloſes Lehmloch getaucht, menſchlichen Weſen kaum mehr ähnlich ſahen. Darum erſchrack auch der Thorſchreiber dermaßen, daß er das Viſitiren vergaß, und die Straßenjungen liefen uns jauchzend nach. Der Hofrath und ich ergriffen

die klügſte Partie, das heißt, wir lachten; der Herr Titularrath aber zog durch ſein Schimpfen und Spucken die Aufmerkſamkeit noch mehr auf ſich. Seine Mütze verſchaffte ihm die Ehre, für einen Baſchkiren gehalten zu werden, und der lachende Pöbel wunderte ſich, daß ein Baſchkire auf deutſch ſchimpfen könne. Manche Mütter zogen ihre Kinder ängſtlich an ſich, damit ſie nicht gefreſſen würden.

Von Lehm triefend ſtiegen wir aus, und verfügten uns nach der Municipalität, wo wir Quartierbillette erhielten. Allein zum erſten Mahle wurde ich hier von Barts getrennt, weil ich nur ein Subalternofficier war, und folglich auf kein ſo gutes Quartier als er, Anſpruch machen konnte. Vergebens bathen wir dringend, uns beyſammen zu laſſen, die Herren hielten ſtreng an ihrer Ordnung. Hingegen wurde mir das Vergnügen zu Theil, mit dem Herrn Titularrath, zwar nicht in Ein Zimmer, aber doch in Ein Haus einlogirt zu werden, wohin ein flinker Knabe uns führte. Ein altes Mütterchen, welches nach langem Klopfen die Thür öffnete, erſchrack nicht wenig, als mein Gefährte ihr ſein Quartierbillet unter die Naſe hielt. Zwar erhohlte ſie ſich bald von ihrem Schrecken, als ſie bemerkte, daß es den Bewohnern des obern Stockwerks gelte; allein nun zeigte ich auch das meinige vor, und da verdoppelte ſich ihre Angſt. „Ey du mein Gott! wo ſollen wir denn ein Zimmer für einen ſolchen Schmutzpelz hernehmen?“ mit dieſen Worten begrüßte ſie mich. Frey-

lich hatte ſie nicht Unrecht, denn nach der Reinlichkeit im Vorhauſe zu urtheilen, durfte ich vollends in die Zimmer mich nicht wagen. Indeſſen brachte ich es doch durch rührende Vorſtellung ſo weit, daß ſie, nachdem ſie mit einer Art von Beſen mich ein wenig geſtriegelt hatte, mir das Vorzimmer öffnete.

Die Beſitzerinn des Hauſes, eine reiche Gräfinn Dohna, war zu meinem Unglücke auf dem Lande; eine Trauerbothſchaft für meinen leeren Magen, denn die Alte verſicherte, die Frau Gräfinn habe alle Schlüſſel mitgenommen, und es würde im Hauſe gar kein Feuer angezündet. Eben ſo ging es dem Titularrath oben, der, in eines abweſenden Generals Zimmer, viele mit Orden gezierte Porträts fand, die ihn recht freundlich anſahen, ihm aber nichts zu eſſen gaben.

Da es ſchon ſpät war, ſo mochte ich nicht mehr ausgehen, und wollte mir dießmahl den Hunger durch Schlaf vertreiben; aber das Herz der Alten wurde doch endlich durch meinen traurigen Anblick gerührt, und ſiehe da, ſie fand die Schlüſſel zur Speiſekammer.

Am andern Morgen ſuchte ich den braven Buchhändler Nicolovius auf, einen Freund meines Vaters, der mich ſehr gütig empfing, mir zwar leider keine gehoffte Nachricht aus meiner Heimath mitzutheilen wußte, mich hingegen angenehm überraſchte, indem er mir erzählte, daß der allgemein geliebte und geehrte Conſiſtorialrath Krauſe durch ſeine Gattinn

ein Verwandter von mir ſey, der auch bereits der Quartiercommiſſion angeſagt habe, wenn ich käme, mich in ſeinem Hauſe einzuquartieren. Dort war es vergeſſen worden, vermuthlich über dem Schrecken beym Anblick des vermeinten Baſchkiren.

Herr Nicolovius war so gefällig, mich zu meinem Vetter zu begleiten, wo ich — mit der dankbarſten Rührung erinnere ich mich deſſen — als Sohn vom Hauſe aufgenommen und behandelt wurde. Alles was ich bedurfte, Kleider, Wäſche, Stiefeln, Alles wurde herbeygeſchafft, und das liebevolle Betragen des edlen Paares gab den reichlichen Geſchenken doppelten Werth. Von nun an ſchien der Segen des frommen Krauſe auf mir zu ruhen, denn von nun an ging es mir beſſer, wenigſtens habe ich mit Hunger nicht wieder zu kämpfen gehabt.

Hier in Königsberg fand ich auch den Major Switſchin, der zwey Tage früher als ich gefangen wurde, und — zu meiner noch größern Freude — meinen alten Freund, den Rittmeiſter v. Hüne, den ich ſeit Jahren nicht geſehen, und nicht ein Mahl wußte, daß er wieder in Dienſten ſey. Dieſer brave junge Mann hatte ſich in Riga als Freywilliger gemeldet, es war ihm ſogleich eine Eſcadron Huſaren anvertraut worden, an deren Spitze er ſich mehreremahle auszeichnete, doch einſt zu hitzig auf die feindliche Cavallerie einhieb, ohne zu bemerken, daß ſeine Leute ſchon geworfen waren, und, da er durchaus keinen Pardon annehmen wollte,

ſo ſank er endlich mit Wunden bedeckt, ohnmächtig vom Pferde, und kam erſt in Mietau wieder zur Beſinnung, wo die Pflege wohlthätiger Menſchen ihm das Leben rettete. Jetzt war er ſo weit hergeſtellt, daß er herumgehen konnte.

Dieſer Freyheit genoſſen hier alle Gefangene, und, auf wiederhohlte Vorſtellung unſerer dürftigen Lage, wurde uns auch ein monathlicher Gehalt ausgezahlt. Da es mir jetzt unter Allen am beſten ging — Dank ſey es der hülfreichen Güte der Herren Krauſe und Nicolovius — ſo hätte ich ſehr gewünſcht, das Ende meines Unglücks in Königsberg abwarten zu dürfen; als aber die Nachricht eintraf, daß die Franzoſen Moscau verlaſſen, und auf der Retirade begriffen wären, ſo ertheilte der Commandant ſogleich den Befehl, die Gefangenen nach Mainz zu transportiren. Das ging ſo ſchnell, und die Gensd'armen trieben ſo eifrig, daß ich kaum von meinen biedern Freunden und Wohlthätern Abſchied nehmen konnte. Eiligſt wurden meine ſieben Sachen zuſammengepackt, (ſie füllten jetzt wieder einen kleinen Mantelſack) und ich begab mich auf den Sammelplatz vor dem Hauſe des Commandanten, wo ich den Major Switſchin und meinen guten Hüne ſchon antraf, und mit ihnen verabredete, daß wir auf Einem Wagen ſitzen wollten. — Der Hofrath Barts und der Titularrath blieben als Staatsgefangene in Königsberg unter Aufſicht der Gensd'armerie. Später führte man ſie nach Danzig.

Der Abſchied von Barts ging mir äußerſt nahe, denn er war ja der erſte, der mir eine hülfreiche Hand both, als ich von aller Welt mich verlaſſen glaubte, und wir hatten ſo manche Noth mit einander getheilt. Der Titularrath hingegen freute ſich, daß er in mir einen Plagegeiſt los würde.

Die gefangenen Officiere, 27 an der Zahl, bildeten eine ſehr bizarre Gruppe. Der Eine in Koſakenhoſen, dazu einen Burgermeiſter-Frack mit großen Stahlknöpfen; der Andere in einer Weiberſaloppe mit gewaltigem Schnurrbart. Wer ja noch eine Uniform beſaß, dem war ſie dermaßen geflickt, daß ſie mehr einem Schachbret ähnlich ſah. Alles das rauchte und ſchnapste in Einem fort; der Eine lachte, indeſſen der Andere bitterlich weinte.

---

## Siebentes Capitel.

### Transport nach Berlin.

Dießmahl hatten wir keine Bedeckung, ſondern zwey bleſſirte Officiere ſollten uns bewachen und für alles Nöthige ſorgen. Der älteſte von ihnen, eigentlich ein Italiener, pflegte beym Eſſen, beym Schlafengehen, wie beym Fahren ſich immer des Ausdrucks vorwärts! zu bedienen, daher die Ruſſen ihn auch nur den Capitain Vorwärts nannten. Er war übrigens ein braver Mann und lachte mit, wenn über ihn gelacht wurde.

Wenn Einer ſich des Morgens auf dem Sammelplatze ein wenig zu ſpät einfand, ſo erhielt er einen Verweis vom Capitain Vorwärts, mit den Worten: „Wenn das noch ein Mahl geſchieht, ſo werden Sie keinen Wagen bekommen.“ Das gab einſt Veranlaſſung zu einer drolligen Scene. Ein Ruſſe nähmlich, der kein Wort Franzöſiſch verſtand, aber ſehr gern lange ſchlief, hatte ſchon einigemahl dieſen Verweis geduldig angehört; endlich wiederhohlte der Capitain ihn mit einiger Hitze. Der Ruſſe, die Worte nicht verſtehend, aber die Gebehrden bemerkend, ſagte ganz gelaſſen: „Jeroſeitſch befiehlt, nicht hitzig zu werden.“ Nun muß man wiſſen, daß es in Rußland eine Art ſehr ſtarken, wohlſchmeckenden Kornbranntwein gibt, der Jeroſeitſch genannt wird, und daß die Ruſſen im Sprüchwort ſagen, wenn ſie ein Paar Streitende beſänftigen wollen: „Jeroſeitſch befiehlt, nicht hitzig zu werden.“ Der Capitain aber meinte, der Gefangene berufe ſich auf einen andern, der noch länger geſchlafen habe, als er, und erwiederte: „Ey was! meine Herren, ich mache keinen Unterſchied unter Ihnen; wenn Monſieur Jeroſeitſch zu ſpät kommt, ſo erhält er auch keinen Wagen.“ Er wunderte ſich nicht wenig, als er Alle, die beyde Sprachen verſtanden, in ein unmäßiges Gelächter ausbrechen ſah, und es währte lange, ehe wir ihm den Mißverſtand aufklären konnten.

Einförmig war unſere Reiſe über Braunsberg

und Elbing bis Marienburg, wo wir leider ſchlechte Quartiere und keine Pferde fanden. Wir beſuchten das alte Ritterſchloß, bewunderten die rieſenmäßige Bildſäule von Holz, ſchlenderten die einzige Straße auf und ab, beklatſchten am andern Tage einen ſchlechten Taſchenſpieler, langweilten uns noch einige Tage, und erreichten endlich am vierten das niedliche Marienwerder. Hier ereignete ſich der angenehme Zufall, daß mein Freund Hüne einen preußiſchen Major antraf, welcher, mit ihm in derſelben Affaire verwundet, auch als Kranker mit ihm in einem Zimmer gelegen, und oft ſeinen Kummer über die Trennung von einer jungen hübſchen Gattinn in ſeinen Buſen ausgeſchüttet hatte. Jetzt war dieß glückliche Paar wieder vereinigt, und wir durften einen ganzen Abend Zeugen dieſes Glückes ſeyn.

Am andern Tage gelangten wir nach Graudenz, eine Feſtung, in welcher bekanntlich der brave General Courbiere ſich verewigt hat. Wir beſuchten dort den Officiers-Clubb, wo wir mit herzlicher Freude empfangen wurden, und recht freundlich mit einander über die politiſchen Angelegenheiten kannegießerten. Das Ende vom Liede war gewöhnlich: „Camerad! „es wird nicht lange währen, ſo ſchlagen wir vereint auf ihn zu!“ Ueberhaupt habe ich manchen Preußen kennen lernen, der für die gute Sache ſchon damahls ſo eifrig war, daß er eine Art von Freude empfand, wenn es hieß, die Preußen wären bey Riga geſchlagen worden.

Bey Oſtromezko gingen wir über die Weichſel, und eine Stunde nachher zogen wir in Bromberg ein. Daß der Ort jetzt pohlniſch ſey, bewies die Unordnung auf dem Rathhauſe, wo wir mehrere Stunden auf Quartierbillette warten mußten, und endlich doch in Häuſer gewieſen wurden, die ſchon Einquartierung hatten. Wir waren alſo gezwungen, das Rathhaus noch ein Mahl zu ſuchen, aber die Rathsherrn ſaßen ſchon wieder bey ihren Bierkannen, und mahlten Napoleon's Schlachten mit in Bier getauchten Fingern auf den Tiſch. Unwillig und zögernd verließen ſie ihr Gelag, um den verhaßten Gefangenen ein Obdach anzuweiſen.

Auch der pohlniſche Herr Commandant war eben ſo undelicat, als ſeine Frau Gemahlinn neugierig. Er ließ uns nähmlich am andern Morgen zu ſich rufen. Wir glaubten Wunder, welche wichtige Eröffnungen er uns zu machen habe, allein nichts weniger! die gnädige Ehehälfte war des Spielens mit ihrem Schooßhunde müde, und wollte zur Veränderung ruſſiſche Kriegsgefangene begucken. Es war eine ſonderbare Scene. Sie ſaß nachläſſig auf dem Sofa, und ſtarrte uns an. Der Herr Gemahl begaffte uns gleichfalls, und flüſterte dann der Dame etwas ins Ohr, worauf ſie gnädig mit dem Kopfe zu nicken pflegte. Mit uns wurde eine Viertelſtunde lang kein Wort geſprochen. Endlich ſchienen ſie beyde verlegen, wie ſie uns wieder los werden ſollten. Madame ſprang auf und lief davon, Mon-

ſieur hinterdrein. Wir ſahen einander an, und brachen in ein lautes Gelächter aus. Nach einigen Minuten kehrte der Herr Commandant zurück. Wir waren mäuschenſtill, er auch. Verlegen ſah er ein paarmahl zum Fenſter hinaus, huſtete, und hub endlich an: „Wiſſen Sie ſchon, meine Herren, daß Moscau eingenommen iſt?" Wir antworteten: o ja, wir wüßten aber auch, daß die Franzoſen ſchon wieder heraus wären. Er meinte, das wäre nicht ſo gewiß, und fragte nun: ob Pohlen unter uns wären? es waren ihrer zwey. Er both ihnen pohlniſche Dienſte an, die auf eine verdiente Weiſe abgelehnt wurden. Wir Uebrigen fingen an zu murren, und Einer nach dem Andern ging ohne Abſchied zur Thür hinaus. Es war ein einfältiger Patron, der die Neugierde ſeiner Frau auf eine ſchonendere Weiſe hätte befriedigen ſollen. Die Stadt ſoll unter preußiſcher Regierung recht niedlich geweſen ſeyn; jetzt ſah man nur noch Ueberreſte von mancher ſchönen Anlage, und wir waren herzlich froh, als wir das Neſt im Rücken hatten.

In dem Städtchen Drieſen wurde ich mit Hüne bey einer recht wackern Frau einquartiert, die aber meinen Freund den ganzen Tag auf eine ſeltſame Weiſe quälte. Er hatte nähmlich einen fürchterlichen Hieb über den Backen bekommen, der auch einen Theil der Lippe geſpalten und drey Zähne mitgenommen hatte. Dieſe Zahnlücke konnte man aber nur ſehen, wenn die Lippe aufgehoben wurde. Daß unſere gute Wir-

thinn ſolches mit Theilnahme betrachtete, war ihm angenehm. Nun aber erzählte ſie die Geſchichte jedem Hereintretenden haarklein (und da ihr Haus das erſte Wirthshaus im Städtchen war, ſo traten nach und nach ſehr viele herein) und ſo oft ſie der verlorenen Zähne erwähnte, fuhr ſie meinem Freunde ohne Umſtände ſehr unſanſt in's Geſicht, und riß ihm die Lippe auf, wobey er jedesmahl jämmerlich ausſah, und ich des Lachens mich nicht enthalten konnte.

Eine herumziehende Bande von ſogenannte Schauſpielern verſuchte, uns den Abend durch eine Vorſtellung vor der Thür zu verkürzen, hat ſich aber ſchwerlich für ihre Koſten bezahlt gemacht, denn welches Vergnügen konnten 30 Officiere, von welchen die wenigſten Deutſch verſtanden, an ihrer Haupt- und Staatsaction finden?

Uebrigens ſind wir unſerer guten Wirthinn allen Dank ſchuldig, denn ſie hat uns nicht allein geſättigt (deſſen ſich wenige unſerer Cameraden rühmen konnten), ſondern ſie gab uns auch noch Lebensmittel auf den Weg, an welchen wir bis Frankfurt uns gütlich thaten. In dieſer hübſchen Stadt wurden wir zwar bey armen Leuten einquartiert, die uns wenig geben konnten, aber es waren zwey liebenswürdige Töchter im Hauſe. Hüne, der ſehr gut die Flöte bläſt, accompagnirte der Einen am Fortepiano und ich tanzte mit der andern. Bey weitem nicht ſo freundlich fanden wir es in dem finſtern

Digitized by Google

Cüſtrin, wo Hüne unglücklicherweiſe in ein Haus kam, welches im ſiebenjährigen Kriege durch die ruſſiſchen Bomben gelitten hatte; das ſchien der Beſitzer nimmer vergeſſen zu können, empfing uns ſehr übel, zeigte uns ſogleich eine goldene Inſchrift, die Jahr und Tag des Bombardements verewigte, und wollte uns nicht einmahl einen Trunk Waſſer geben. Am andern Morgen erfuhren wir, daß es allen unſern Cameraden nicht beſſer ergangen war. Es iſt leider gewiß, daß wir in keiner Stadt Deutſchlands oder Frankreichs ſo übel aufgenommen worden ſind. Wie manchen kleinen Brocken würden wir arme Gefangene mit Dank angenommen haben, den der übermüthige Franzoſe ſeinem Wirthe an den Kopf warf. So oft wir nachher irgendwo eine ſchlechte Aufnahme fanden, war es zum Sprüchwort unter uns geworden, zu ſagen: Hier iſt es ja faſt wie in Cüſtrin.“ *)

Um die üble Laune zu verſcheuchen, die noch jetzt das Andenken an Cüſtrin in mir erregt, will ich zur Gemüthsergetzlichkeit hier einſchalten, auf welche Weiſe die Franzoſen, der deutſchen Sprache unkundig, mit ihrem Wirthe ſich zu verſtändigen pflegten. „Keb Sie mich das kleine Vögel, das nit flittert nit flattert, aber kraucht doucement und rouge wird in die Kochtopf.“ (Das ſollte ein Krebs

*) Es muß doch wohl hier in Erinnerung gebracht werden, daß Cüſtrin um dieſe Zeit ſehr verarmt war.
A. d. H.

ſeyn.) — „Keb Sie mich ein lang Maſchin hinten rond, vorne ſpitz, wenn man das Maſchin preſſir, mach es Paff! und komm heraus ſieben Perſon.“ (Das ſollte eine Erbſenſchote ſeyn.)

In Köpenik entſchädigte uns die freundſchaftlichſte Aufnahme für alles, was wir in Cüſtrin vermißt und gelitten hatten; und wäre nicht Berlin uns nun ſchon ſo nahe geweſen, der Abſchied von den braven Einwohnern würde uns noch ſchmerzlicher geworden ſeyn.

---

## Achtes Capitel.

### Aufenthalt in Berlin.

Durch ſchöne Straßen fuhren wir zum Rathhauſe, wo jeder ſchon ſein Quartierbillet erhalten hatte, als ein anſehnlicher Mann faſt außer Athem hereintrat, und laut meinen Nahmen rief. Es war der Herr Capellmeiſter Weber, ein alter, biederer Freund meines Vaters, der ſo eben zufällig erfahren hatte, es ſeyen ruſſiſche Kriegsgefangene angekommen, und unter ihnen ein Kotzebue. Sogleich war er über Hals und Kopf fortgeeilt, um dem Sohne ſeines Freundes ſein Unglück zu erleichtern. Er ließ mein Quartierbillet alſobald auf ſeinen Nahmen ſchreiben, und führte mich in ſeine elegante Wohnung zu ſeiner liebenswürdigen jungen Frau. Bey

dieſen trefflichen Menſchen war ich in Abrahams Schooße, und mit der innigſten Dankbarkeit werde ich immerdar mich ihrer Liebe und Güte erinnern. Leider verſtattete der Commandant uns nur einen zweytägigen Aufenthalt, welch ein kurzer Zeitraum, um eine Stadt, wie Berlin, auch nur oberflächlich kennen zu lernen! obgleich der biedere Weber ſich keine Mühe verdrießen ließ, um mir die Herrlichkeiten des prächtigen Berlin zu zeigen.

Mit Bewunderung durchlief ich das königliche Schloß, und mit Wehmuth betrat ich das Schreibzimmer der allgeliebten, verewigten Königinn, in dem noch alles ſo ſtand und lag, wie ſie es verlaſſen hatte, ſogar die Feder, mit der ſie zum letzten Mahl geſchrieben. Nahe bey ihrem Schreibtiſche ſtand auch der des Königs, er durfte nur den Kopf drehen, um ſeine geliebte Gemahlinn zu ſehen. Ein ſchauerliches, frommes Gefühl ergriff mich in dieſem Heiligthum einer ſeltenen ehelichen Zärtlichkeit, noch ſeltener unter Fürſten! — In einem der Zimmer arbeitete ein junger, berühmter Mahler an einem Bilde der Königinn in Lebensgröße. Man ſagte, der König ſelbſt komme täglich, um durch ſeine Erinnerungen die Aehnlichkeit zu vervollkommnen.

Beym Nachhauſegehen wurde ich ſehr angenehm durch den Herrn Oberſten v. Valentini überraſcht (jetzt General), der einſt im ruſſiſchen Generalſtabe mit großer Auszeichnung diente, zwar nach der Allianz Preußens mit Frankreich in die Dienſte ſeines Va-

terlandes übertrat, allein gegen Rußland noch immer viel Wohlwollen nährte, die Gefangenen in ihren Quartieren aufſuchte, ihnen Troſt und Unterſtützung brachte. Auch jetzt hatte der brave Mann in den vornehmſten Häuſern für uns eine Collecte veranſtaltet, die Jeden von uns auf lange Zeit wenigſtens vor Dürftigkeit ſchützte. Gott ſegne ihn!

Am zweyten Tage meines Aufenthalts wurde ich zu der Frau Oberhofmeiſterinn Gräfinn Voß berufen, die, in einem ſehr hohen Alter, noch den lebhafteſten Geiſt beſitzt. Ich muß geſtehen, daß ich meiner ärmlichen Kleidung wegen, ſehr verlegen wurde, als die kleine Prinzeſſinn Luiſe plötzlich hereintrat. Ich wurde ihr vorgeſtellt, und das Bedauern dieſes Engels lockte mir Thränen in die Augen. Noch größer aber wurde meine Verwirrung, als der König ſelbſt erſchien. Nur in ſeiner Herablaſſung, in ſeiner offnen Biederkeit fand ich meine Beſinnung wieder. Es war auch ein ſchöner Zug von ihm, daß, da wir Alle ſtanden, er die Gräfinn, ihr hohes Alter ehrend, auf das dringendſte nöthigte, ſich zu ſetzen, und, als ſie ſich deſſen weigerte, ſie ſelbſt zum Sofa führte. Das Geſpräch fiel auf den Krieg, auf den Brand von Moſcau, der Sr. Majeſtät beſonders nahe zu gehen ſchien, auf die Operationen des Grafen Wittgenſtein u. ſ. w. Ich erzählte, was ich wußte, und war ſo glücklich, vom Könige mit vieler Geduld angehört zu werden. Se. Majeſtät erkundigten ſich ſehr gütig nach dem Befinden meines Vaters, nannten

ihn einen unerſchöpflichen Dichter, erwähnten, daß eben heute wieder ein neues Stück von ihm gegeben werde, und entfernten ſich mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie unſer Theater beſuchen werden.“

Gleich nachher erſchien ſein Adjutant, und händigte mir im Nahmen Sr. Majeſtät ein anſehnliches Geſchenk ein, da ich weit vom Hauſe und aller Mittel mir zu helfen beraubt ſey. Ich war bis in das Innerſte meiner Seele bewegt. Die Frau Oberhofmeiſterinn hatte die Güte, mich noch eine halbe Stunde bey ſich zu behalten; wir wetteiferten in dem Lobe des vortrefflichen Königs; das erleichterte mein beklommnes Herz, und ich verließ das Schloß, durchdrungen von den Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung. Der gute Weber freute ſich faſt ſo ſehr als ich, denn er vergöttert ſeinen Monarchen. Ich mußte ihm jedes Wort wohl zehnmahl wiederhohlen, wobey er im Zimmer herum ſprang und rief: „nicht wahr, wir haben einen Engel zum Könige?“ Von ganzem Herzen ſtimmte ich ein.

Auf den Abend führte mich der Oberſte Valentini in's Theater, welches mich um ſo mehr entzückte (ſowohl das Gebäude als das Spiel), da das elende deutſche Theater in Petersburg ſo grell dagegen abſticht. Der König ſelbſt war gegenwärtig. Das franzöſiſche Militär ſpielte eine wichtige Rolle im Parterre. Beym Herausgehen traf ich meinen Freund Hüne, der mir die unangenehme Nachricht mittheilte, daß wir am andern Morgen wieder fort

müßten. Kurz vor meiner Abreiſe erzeigte mir der berühmte Leibarzt Hufeland die Ehre, mich zu beſuchen. Er hat von Kindheit auf mit meinem Vater in vertrauter Freundſchaft geſtanden, und darum war er nun ſo gütig, dem unglücklichen Sohne ſeines alten Freundes die herzlichſte Theilnahme zu beweiſen.

Der gute Weber begleitete mich noch bis zum Hauſe des Commandanten, wo ich ihm noch einmahl das Gefühl meiner Dankbarkeit auszudrücken ſuchte, und dann meinen Leiterwagen beſtieg. Wir Alle ſchieden mit ſtarren Herzen, denn es war keiner unter uns, den nicht ſein Wirth auf das gaſtfreyſte empfangen hätte. Viele waren ſogar beſchenkt worden. Gott ſegne die braven Berliner!

---

## Neuntes Capitel.

### Transport nach Mainz.

Die franzöſiſchen Officiere, die uns bis Berlin begleitet hatten, waren dort zurückgeblieben, und unſere weitere Führung blieb dem Aelteſten unter uns, dem Major Switſchin, überlaſſen.

In dem kleinen Städtchen Burg, unweit Magdeburg, überfiel mich plötzlich ein Fieber, vermuthlich eine Wirkung der kalten, feuchten Luft, da ich nie ein Freund von ſtarken Getränken war, und alſo dieſes Univerſalmittel, wodurch meine Cameraden

vor ſolchen Zufällen ſich verwahrten, ſelten benutzte. Halb ohnmächtig kam ich nach Magdeburg, wo ich in einem guten Quartiere einen Raſttag zubrachte, und mich durch Ruhe ſo ziemlich wieder herſtellte. Der Arzt meinte aber doch, ich ſollte noch einige Tage bleiben, und lieber dann mit verdoppelter Eile die Andern einzuhohlen ſuchen. Darein wollte aber der Herr Commandant nur unter der Bedingung willigen, daß ich in's Lazareth ginge. Dieſe Idee war mir fürchterlich. Vergebens erboth ſich mein guter Wirth, Bürgſchaft für mich zu leiſten, auch meinen Aufenthalt ſich gar nicht als Einquartierung anrechnen zu laſſen. Der Herr Commandant verharrte bey ſeinem: J'en suis bien faché — cela ne se peut pas. Ich fuhr alſo in Gottes Nahmen weiter. Als beym Aufſteigen der Untercommandant mich bleich und ſchwankend erblickte, ſchien er doch einige Rührung zu empfinden, und machte mir eine ſehr lockende Beſchreibung von ihrem Militairhoſpital. Ich dankte und fuhr.

War es nun die friſche Luft oder die Erſchütterung, kurz, ſchon in Schönebeck, und vollends am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe, war ich wie neu geboren. Das herrlichſte Wetter am andern Tage vollendete meine Geneſung. Wir kamen ziemlich früh in das Städtchen C**, wo ich bey einem reichen Kaufmann einquartiert wurde, doppelt reich, weil er auch zwey ſchöne, gebildete Töchter hatte. Gerade an dieſem Abend wurde ein Ball

gegen, und, da meine hübſchen Wirthinnen es herzlich bedauerten, daß ſo wenig Tänzer im Orte wären, ſo erboth ich mich, trotz meines kaum beſiegten Fiebers, ſie zu begleiten. Mein ſchüchterner Vorſchlag wurde freudig angenommen. Ich hohlte meine kahle Uniform heraus, an der noch einige Ueberreſte von Stickerey und Achſelbändern zu ſchauen waren, bürſtete die letzten Haare herunter, und, nachdem ich zuvor mit dem Vater bey einer guten Abendmahlzeit mir gütlich gethan (die tanzluſtigen Damen hatten keinen Appetit), ſetzte ich mich mit meinen ſchönen Gefährtinnen, deren Mutter Unpäßlichkeitshalber zu Hauſe blieb, in die allgemeine Stadtcaroſſe, die bereits ein Dutzend Familien zuſammengerumpelt hatte, und nun auch uns vor einer, durch zwey Lampen erleuchteten, Thür abſetzte. Ein galanter Rahtsdiener öffnete den Schlag und wünſchte uns viel Vergnügen.

Ich hatte das Glück, mit der ältern von meinen Wirthinnen den Ball zu eröffnen, und hielt mich auch den ganzen Abend nur an ſie und ihre Schweſter, denn beyde waren nicht allein die ſchönſten Blumen auf dieſer Flur, ſondern auch die beſten Tänzerinnen. Es waren noch mehrere gefangene Officiere da, mit welchen es mir gelang, meinen Lieblingstanz, die Quadrille, zu formiren; nicht als ob die Herren aus der Stadt nicht auch Quadrillen zu tanzen verſtanden hätten, aber ihre T o u r e n waren von den unſrigen ſo verſchieden, und wurden ſo ſeltſam benamſet, daß ich mich unmöglich darein finden konn-

te. Zum Beyſpiel: wir hatten uns in die Runde geſtellt, und waren bereit, den Tanz anzufangen; ſo rief der Vortänzer, ein Elegant, der jederzeit neue Touren erfand: „Paß up; — Carl, du ſpringſt meine Dame an und ich ſpringe deine Dame an, Fritz und Reinhold thun dasſelbe. Dann mache ich mit deiner Dame den Durchfall von hinten, und du machſt ihn mit der meinigen von vorne. Fritz und Reinhold thun dasſelbe. Dann kommen die vier kleinen Dreher und zuletzt der große Schleifer."

Die gänzliche Unbekanntſchaft mit dieſen techniſchen Ausdrücken raubte mir das Vergnügen, Theil an ſolchen Tänzen zu nehmen; allein übrigens war dieſer Ball angenehm; Jeder that, was ihm beliebte und tanzte ſo gut er konnte, ohne daß Jemand ſich darüber aufhielt. Wir fuhren zwar ziemlich ſpät, allein doch früher nach Hauſe, als viele Andere, und ich merkte, daß das frühere Weggehen vom Balle ein Ehrenpunkt war, denn man that ſich noch am andern Tage viel darauf zu gute, wenn auch nur fünf Minuten früher zu Hauſe geweſen zu ſeyn, als die Nachbarinn.

Leider bekam mir dieſer Ball ſehr übel, denn als wir nach Bernburg kamen, hatte ich richtig mein Fieber wieder. Bey meiner Ankunft in Halle war mir ſo übel zu Muthe, daß ich kaum vom Wagen ſteigen konnte; doch gab der Abſcheu vor dem Hoſpital mir noch ſo viel Kräfte, daß ich in das mir angewieſene Quartier ſchleichen konnte. Welch

ein glücklicher Zufall! mein Wirth war nicht allein ein Arzt, ſondern auch der Bruder des Herrn Collegienrath Jacob in Petersburg, den ich genau kannte, und in deſſen Hauſe ich ſo manche angenehme Stunde verlebt hatte. Der Herr Profeſſor Jacob begegnete mir ſchon auf der Treppe, und die große Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder fiel mir augenblicklich auf. Als er meinen Nahmen hörte, empfing er mich außerordentlich gütig, bekannte ſich als einen Verrehrer von meines Vaters Schriften, führte mich zu ſeiner biedern Gattinn, beyde behandelten mich mit der wärmſten Theilnahme, und zwangen mich, ſogleich zu Bett zu gehen, mit dem Erbiethen, mich gern im Hauſe zu behalten, bis ich ganz geneſen ſey. Dieſe Theilnahme vermehrte ſich noch, als ich meinem wohlthätigen Wirth erzählte, wie genau ich ſeinen Bruder zu kennen das Glück hatte. Seit fünf Jahren hatte er ihn nicht geſehen, und ſeit acht Monathen keine Nachricht von ihm. Man kann leicht denken, wie ſehr jeder kleine Umſtand die Familie intereſſirte. Sie kamen auch alle, groß und klein, lagerten ſich um mein Bett, und ich mußte erzählen, wie ſchön Couſine Annette zum Fortepiano ſingt; wie bewandert Couſine Thereſe in der Literatur iſt, und wie allgemein Couſine Adolph ſich beliebt zu machen weiß.

Der Herr Profeſſor Jacob bemühte ſich ſelbſt zum Commandanten, um mir die Erlaubniß auszuwirken, bis zu meiner Geneſung in ſeinem Hauſe zu

bleiben. Das wurde anfangs rund abgeſchlagen, ich ſollte durchaus ins Hoſpital; als aber mein Wirth als Arzt erklärte, ich könne das Bett nicht verlaſſen, und, wenn man mich dennoch ins Hoſpital ſchleppe, ſo ſtehe er für nichts; ſo erhielt endlich der Hoſpitalarzt Befehl, mich zu beſichtigen, und, wenn es ſich ſo verhielte, möchte ich, gegen Bürgſchaft des Herrn Hofraths Jacob, in deſſen Hauſe bleiben. So war ich alſo plötzlich, ſtatt drohenden Elends, in die Mitte einer edlen, menſchenfreundlichen Familie verſetzt, die, vom erſten Tage bis zum letzten, mich als ihr eigenes Kind behandelt und gepflegt hat. Der Abſchied von meinen Freunden und Unglücksgefährten war mir freylich ſchmerzlich, doch hoffte ich nur eine kurze Trennung.

Fieber und Magenkrämpfe zwangen mich, das Bett zu hüthen. Der ängſtliche Commandant überzeugte ſich davon faſt täglich, indem er ſeinen Secretair zu mir ſchickte; denn er ſtand unter der Behörde von Magdeburg, die wohl ſehr ungern vernahm, daß ich noch lebte, und keine Luſt hatte, im Hoſpitale zu ſterben.

Obgleich mein hülfreicher Wirth mir jede Viertelſtunde ſchenkte, die er von ſeinen ausgebreiteten Berufsgeſchäften ſich abmüßigen konnte, ſo war ich natürlich doch oft allein, und würde vielleicht, bey wiederkehrender Geſundheit, aus langer Weile in Melancholie verſunken ſeyn, wenn nicht der brave Herr Doctor Eberhard die meiſten Abende an

meinem Bette zugebracht, durch lehrreiche Unterhaltung mich erquickt, und ſogar die göttliche Geduld gehabt hätte, mir Stundenlang vorzuleſen. Dieſem gefühlvollen, menſchenfreundlichen Manne habe ich viel zu verdanken, und ich konnte ihm ſeine verlorne Zeit durch nichts vergelten, als etwa durch die Erzählung meiner Reiſe um die Welt, die ihn zu intereſſiren ſchien. Einer unſerer angenehmſten Zeitvertreibe war, die Franzoſen zu ſchlagen, und wir hatten ſie ſchon bis an die Weichſel gejagt, als wir hören mußten, daß ſie erſt an der Bereſina wären.

Auch der Herr Commandant beſuchte mich einigemahl, doch nur, um mich anzutreiben, meine Geneſung zu beſchleunigen, und mich ſobald als möglich fortzupacken. Daß ich Niemand in der Stadt beſuchen wolle, mußte ich ihm verſprechen. Es iſt das einzige Verſprechen, welches ich nicht ganz gewiſſenhaft gehalten habe. Wie hätte ich von Halle ſcheiden mögen, ohne den braven Eberhard und deſſen liebenswürdige Gattinn zu beſuchen? es geſchah in einen Mantel verhüllt, im Schutz der Nacht. Um ſeine Bedienung zu täuſchen, ſpielte ich die Rolle eines Müllers vom Lande, und ſoll ſie nicht übel geſpielt haben.

Da ich in der Stadt keine Beſuche abſtatten durfte, ſo machte mir, als ich geneſen war, mein wohlthätiger Wirth am letzten Abend die Freude, eine intereſſante Geſellſchaft zu ſich zu bitten, unter andern den berühmten Herrn Hofrath Schütz, nebſt

ſeiner ſehr gebildeten Gemahlinn, alte Bekannte von meinem Vater, die ſich, während meiner Krankheit, äußerſt gütig und theilnehmend gegen mich bewieſen hatten. Seinem Wohlwollen verdankte ich ſogar eine Anweiſung auf Frankfurt am Main, die mir in der Noth ſehr zu Stätten kam.

Einen einzigen Spaziergang in der Stadt erlaubte mir der Commandant in Begleitung meines biedern Wirths, der mir die vortreffliche Erziehungsanſtalt zeigte, von deren Obſervatorium man die ganze Stadt nebſt ihren ſchönen Umgebungen überſchauen konnte. Auf dem Heimwege machte er mir das Fenſter bemerklich, aus welchem auf Napoleon geſchoſſen worden; es iſt unbegreiflich, daß man den Wüthrich verfehlte. Ein gewiſſer, damahls bey der Univerſität angeſtellter (auch jetzt wieder angeſtellter!) Mann ſoll durch Angebereyen viele Menſchen unglücklich gemacht haben.

Der Commandant war ſo gütig, mir eine Chaiſe zuzugeſtehen, die, nebſt einem alten Sergeanten, der mich bis Erfurt bewachen ſollte, morgens um 8 Uhr vor meiner Thüre ſtand. Der Herr Hofrath Schütz und der Herr Doctor Eberhard kamen noch, um Abſchied zu nehmen und beyde nicht mit leeren Händen. Dieſer ſchenkte mir zum Andenken eine ſchöne, auf Batiſt gedruckte, Charte von Frankreich, die ich heilig aufbewahre; jener brachte mir einen niedlichen Speiſekorb, den meine gute Wirthinn noch vergrößerte, den ich aber freylich, bey meinem damahligen

guten Appetit, nicht lange zum Andenken aufbewahren konnte.

Es iſt mir unmöglich, die Gefühle zu ſchildern, die mein Herz preßten, beym Abſchied von einer Familie, in der ich Vater, Mutter und Geſchwiſter wieder gefunden hatte. Sprechen konnte ich nicht, nur weinen. Auch jetzt habe ich keine Worte, aber noch jetzt füllen meine Augen ſich mit dankbaren Thränen. O daß ich einſt im Stande ſeyn möchte, irgend Einem aus dieſem Hauſe zu vergelten!

Lange ſchon lag mir Halle im Rücken, als ich noch immer bitterlich weinte, denn die trübe Abſchiedsſtunde hatte zugleich die Erinnerung an Alles, was ich verloren, und an das Schickſal, dem ich noch entgegenging, lebhaft aufgeregt. Der ehrliche Sergeant, der mich ſehr ſchonend behandelte und mich mehr bediente, als bewachte, ſah mich mit Verwunderung an, und tröſtete mich ſo gut er konnte.

Merſeburg iſt ſo klein, daß, wenn der Bürgermeiſter an einem Thore nießt, der Rathsdiener am andern Thore Proſit ſagen kann. Ich verließ dieß Städtchen unter fürchterlichem Schneegeſtöber, und einem Sturm, der uns gerade entgegenblies. Wir konnten kaum fünf Schritt weit vor uns ſehen, und die Pferde keuchten langſam vorwärts; oft ſtanden ſie ganz ſtill, und mit vieler Mühe gelangten wir Nachmittags um 2 Uhr an ein Wirthshaus, das ſogenannte Luftſchiff, auf dem halben Wege zwiſchen Merſeburg und Naumburg, wo ich und meine

Digitized by Google

arme, nur durch einen dünnen Mantel geſchützte Leibwache uns erwärmten und erquickten, und den Aufenthalt ſo behaglich fanden, daß wir mit Schaudern den heulenden Sturm hörten, dem wir uns abermahls preisgeben ſollten. Indeſſen begann es ſchon zu dämmern und wir mußten fort.

Der Weg war ganz verſtürmt, der Kutſcher hatte ein Schlückchen über den Durſt genommen, die Pferde gingen, wohin es ihnen beliebte, und dieſesmahl beliebte es ihnen, den Weg nach Freyburg einzuſchlagen.

Nach einer halben Stunde war es ganz finſter geworden, und die Roſſe blieben ſtehen. Einen ſolchen entſetzlichen Sturm habe ich bloß im japaniſchen Meere erlebt. Man mußte ſich in die Ohren ſchreyen und auch dann noch war es ſchwer, ein Wort zu verſtehen. Folglich half es nichts, dem Kutſcher zuzurufen, Ribbenſtöße wirkten etwas kräftiger. Er verſicherte, es müſſe ein Dorf in der Nähe ſeyn, Markrölitz, welches nur eine halbe Stunde vom Luftſchiff entfernt liege. Im Vertrauen auf dieſe Zuſicherung krochen wir von einem Hügel auf den andern, ſcheiterten bald an Felſenſtücken, lagen bald in Löchern und ſtanden endlich am Abhang eines ſteilen Berges; wie hoch er ſey, konnten wir nicht ſehen; der Kutſcher unterſuchte das Terrain, kullerte eine Strecke hinunter, fand aber das Ende nicht. Wir mußten folglich umkehren, irrten noch mehrere Stunden über Felder und durch Graben, und ſtießen end-

lich auf ein Dorf, welches, zu unſerer großen Verwunderung, kaum 1000 Schritt vom Luftſchiff entfernt lag. Doch mußten wir von hier aus noch einen Wegweiſer bezahlen, der uns dahin geleitete, wo wir die Nacht verweilten. Am andern Morgen hatte ſich der Sturmwind zwar gelegt, aber in dem Dorfe Markrölitz mußten wir über eine Stunde warten, ehe die Bauern den verſtürmten Weg fahrbar machen konnten, obgleich ſie ſchon ſeit frühem Morgen daran gearbeitet hatten.

Endlich erreichten wir Naumburg, wo ein braver Mann, Herr Kaufmann Zäbſch, ein Verwandter des Herrn Conſiſtorialarath Krauſe in Königsberg, ſchon auf dem Rathhauſe hatte anſagen laſſen, daß ich bey meiner Ankunft nur ſogleich bey ihm möchte einquartiert werden. Mit offnen Armen wurde ich empfangen, und lernte in ihm einen ſehr redlichen Mann, ſo wie in ſeiner Gattinn einen Engel von Weibe kennen. Sie war zugleich eine treffliche Patriotinn, die das ſäſiſche Ordenskreuz ſich erworben hatte.

Hier erfuhr ich auch, daß meine Großmutter in Weimar, die ich nie geſehen, da ich in Rußland geboren und erzogen worden, ein großes Verlangen trage, mich kennen zu lernen. Freylich wurden die Gefangenen den nächſten Weg über Buttelſtädt nach Erfurt geführt, allein die faſt achtzigjärige Frau hatte ſich entſchloſſen, nach Buttelſtädt zu kommen, trotz Weg und Jahrszeit, um ihren unbekannten En-

kel zu umarmen. Das rührte, aber beunruhigte mich auch. Als ich dem Commandanten in Buttelſtädt meinen Nahmen ſagte, meldete er mir ſogleich, daß er beauftragt ſey, einen Expreſſen an meine Großmutter zu ſchicken. „Aber“ ſetzte der brave Mann hinzu, „ich kenne ſie perſönlich und wünſche ihrer zu ſchonen.“ (Hier zog er mich bey Seite.) „Sobald Ihr Wächter eingeſchlafen iſt, ſetzen wir uns in einen Schlitten, fahren nach Weimar, und ſind morgen mit Tagesanbruch wieder hier.“ Geſagt, gethan. Um 8 Uhr lag ich zum erſten Mahle in den Armen meiner Großmutter.

Gewöhnlich denkt man ſich unter einer Großmutter eine alte, mürriſche, an ihren Lehnſtuhl feſt gekettete Perſon, allein wie anders fand ich die meinige! friſch und munter, trotz einer jungen Frau, drehte und bewegte ſie ſich im Zimmer und im Hauſe herum, verbreitete durch ihre Lebhaftigkeit die froheſte Laune um ſich her.

Kaum hatten wir ein Stündchen verplaudert, als der Secretair der Großfürſtinn herein trat, und mir andeutete, daß ſie mich zu ſprechen wünſche. Das Herz pochte mir hoch, als eine ihrer Hofdamen mich in ihr Gemach führte, und ich nun ihr Erſcheinen erwartete. Es wäre unmöglich, die Güte und Milde beſchreiben zu wollen, deren ſie mich würdigte. Spuren des Kummers über ihr unglückliches Vaterland umwölkten ihr ſchönes Geſicht. Kunſtlos drückte ſie ſich aus, aber welch ein Geiſt, welch ein Herz belebten ihre Worte!

Bey der Erinnerung an den Brand von Moscau wurde ihre Stimme bebend, und eine Thräne ſchlich über ihre blaſſe Wange. Meine Rührung war unbeſchreiblich. Ich äußerte meine Hoffnungen von den Fortſchritten des Wittgenſteiniſchen Corps, und die Fürſtinn hörte mir freundlich zu. Ihr Gemahl, der Erbprinz, trat hinein. Er beglückte mich durch dieſelbe Herablaſſung, dieſelbe Güte.

Unvergeßlich ſind mir die letzten Worte der himmliſchen Großfürſtinn! „Schon zu lange" ſagte ſie, „habe ich Sie Ihrer Großmutter geraubt. Reiſen Sie glücklich. Berichten Sie den übrigen Gefangenen, daß es mich ſehr geſchmerzt hat, ſie nicht hier in Weimar geſehen zu haben. Sie ſind der Erſte aus meinem Vaterlande, den ich erblicke, ſeit es unglücklich iſt. Mein Secretair iſt beauftragt, Ihnen eine Summe einzuhändigen, die ich Sie Ihren Unglücksgefährten zu bringen erſuche; die freylich wohl nicht hinreicht, um allen ihren Bedürfniſſen abzuhelfen, die aber aus gutem Herzen kommt. Sie ſollen mich ja Alle beſuchen, wenn ſie einſt frey in unſer Vaterland zurückkehren, und dann ſoll meine Freude ihnen beweiſen, wie ſehr jetzt ihr Unglück mir zu Herzen gegangen. Leben Sie wohl!"

Wäre ich allein im Zimmer geblieben, ſo würde ich mich in den Staub geworfen und die Stelle geküßt haben, auf welcher ſie ſtand. Ich kam, zum Schrecken meiner guten Großmutter, ganz blaß nach Hauſe, und lange hörte dieſe nichts als Ausrufun-

Digitized by Google

gen der Liebe, und Bewunderung von mir, in welche ſie von ganzem Herzen einſtimmte.

Es war ſchon ſpät, und wir hatten kaum ein Weilchen auf dem Sofa geſchlummert, als der Commandant ſich einfand, um mich abzuhohlen. Die Großmutter war mir in den wenigen Stunden ſchon ſo lieb geworden, daß ich mit ſchwerem Herzen mich von ihr trennte. Als wir um 7 Uhr morgens in Buttelſtädt ankamen, ſchlummerte meine Leibwache auf Befehl des Commandanten noch ſehr ſüß.

Hätte meine innigſte Verehrung für die Großfürſtinn noch höher ſteigen können, ſo wäre es geſchehen, als der brave Commandant mir erzählte, daß auf ihre Anordnung, ſich in Buttelſtädt eine ganze Garderobe befände, aus welcher die durchziehenden Gefangenen vom Kopf bis zum Fuße gekleidet würden, auch jeder, ſeinem Range gemäß, noch Taſchengeld erhalte. Auch mir ſtand frey, Gebrauch von dieſen Wohlthaten zu machen, allein da allen meinen Bedürfniſſen ſchon ſo ziemlich abgeholfen war, und leicht noch mehrere kommen könnten, die es nöthiger brauchten, ſo wünſchte ich bloß, daß Alle es mit ſo inniger Dankbarkeit empfangen möchten, als ich für die edle Fürſtinn fühlte.

In Erfurt wollte ich einen Tag verweilen, um durch den zurückkehrenden Sergeanten an meinen Wohlthäter Jacob in Halle zu ſchreiben, und auch meiner Großmutter zu melden, daß die geheime

Fahrt nach Weimar, wegen welcher ſie doch be=ſorgt war, glücklich abgelaufen ſey. Da ergriff mich plötzlich der Gedanke zu verſuchen, ob ich mir nicht die Erlaubniß auswirken könne, noch auf einige Tage nach Weimar zu gehen. Ich eilte mit mei=ner Bitte zum Commandanten, ſagte ihm aber ein=fältiger Weiſe bloß, daß ich Verwandte in Weimar hätte. Er wies mich ab; ich lief von Pon=tius zu Pilatus, von einem General zum andern, allein vergebens. Ich ließ mich nicht abſchrecken, ſondern beſtürmte den Commandanten zum zweyten Mahle, und als dieſer nun erſt erfuhr, daß meine leibliche Großmutter, eine achtzigjährige Frau, in Weimar wohne, rief er aus: „Ey mein Gott! warum haben Sie das nicht gleich geſagt? ja, Ihre Großmutter müſſen Sie ſehen!“ wiederhohlte er mehr als zwanzig Mahl, indem er haſtig im Zim=mer auf= und ablief, und dem Secretair zurief, mir einen Urlaub auf vier Tage auszufertigen. Ge=wiß hatte er ſelbſt noch Aeltern oder Großältern, deren Bild in dieſem Augenblicke ihm vorſchwebte. Er wagte wirklich viel dabey, denn ein Mahl iſt keinem Gefangenen verſtattet, die Etappenſtraße zu verlaſſen; zweytens trug ich einen Nahmen, den kein Buonapartiſt verdauen konnte, und drittens be=fand ſich ein franzöſiſcher Geſandter in Weimar, der leicht eine gehäſſige Anzeige davon hätte machen kön=nen. Alles das achtete ſein aufgeregtes Mitleiden nicht. Gott vergelte es ihm!

Nach zwey Stunden war ich in Weimar. Meine Großmutter ſaß eben im Lehnſtuhle und las. Das Buch fiel ihr aus der Hand, als ſie den Enkel ſo unvermuthet hereinſtürzen ſah. Ich ſtattete ſogleich einen Beſuch bey dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn von St. Aignon, ab, der mich ſehr artig empfing, und mir, auf ſeine Verantwortung, erlaubte, ſo lange in Weimar zu bleiben, als mir belieben würde. Ich wagte die Bemerkung, daß nur der Commandant von Erfurt, als mein Vorgeſetzter in dieſem Augenblicke, eine ſolche Erlaubniß mir ertheilen könne. Er meinte, ich ſey ein bon militaire, der auf Disciplin halte, und verſprach, ſogleich nach Erfurt zu ſchreiben.

Da mein Aufenthalt nun kein Geheimniß zu ſeyn brauchte, ſo genoß ich die Ehre, nach Hofe eingeladen zu werden, wo nun nicht allein die Großfürſtinn, ſondern auch der biedere Herzog und ſeine edle Gemahlinn mich mit Gnade überhäuften. Ach! es ging mir ſo wohl in Weimar, daß ich oft vergaß, daß ich keinen Degen mehr trug. Leider durfte ich nur fünf Tage dort verweilen!

Einer ſolchen Kälte, als Anfangs Decembers eintrat, wußte man in Weimar ſich nicht zu erinnern. Eines Morgens erſchell das Gerücht, Buonaparte ſey in größter Eile durchgereiſt. Auch munkelte man ſchon in der Stadt von einer gänzlichen Deroute der franzoſiſchen Armee. Ich ſpeiſte an demſelben Mittage bey Hofe. Als die Thüren ſich öffneten und die

fürſtlichen Perſonen in den Saal traten, war deutlich die Freude auf allen Geſichtern zu leſen, nur daß man, in Gegenwart des franzöſiſchen Geſandten, nicht in laute Glückwünſche ausbrechen mochte. Das betrübte Geſicht des Herrn v. St. Aignan lieferte den erfreulichſten Contraſt. Ich war der erſte Glückliche, zu dem die Großfürſtinn im Vorbeygehen die wenigen, aber bedeutenden Worte ſprach: „Er iſt dieſe Nacht hier durchgegangen, unſer Vaterland iſt befreyt!“ Darauf wandte ſie ſich mit gleichgültigen Geſprächen zu den Uebrigen, aber die Freude glänzte ſtill auf dem himmliſchen Geſichte. Natürlich wurde bey der Tafel von jener Neuigkeit nicht geſprochen, doch ſchon die Art, wie jeder Deutſche mit freundlichen Blicken ſein Glas leerte, verrieth, was in den entzückten Herzen vorging. Nach der Tafel trat der Geſandte zu mir, beſtätigte Napoleons Durchreiſe, bedauerte, daß, unter dieſen veränderten Umſtänden, er mir ſein Wort nicht halten könne, und erſuchte mich, wo möglich noch heute, ſpäteſtens am andern Morgen abzureiſen. Das war mir ein gewaltiger Strich durch die Rechnung! ich hätte ſo gern die Koſaken in Weimar abgewartet. Indeſſen hatte doch der Herr v. St. Aignan den herzlichen Dank redlich verdient, den ich ihm nochmahls abſtattete. Ueberhaupt hatte er in Weimar durch ſein Betragen ſich allgemeine Achtung erworben.

Bey der Abſchiedsaudienz, welche die Großfürſtinn

Digitized by Google

mir noch an demſelben Abend zu verwilligen die Gnade hatte, erzählte ſie mir noch manches von der totalen Niederlage der Franzoſen: „Bringen Sie Ihren Unglücksgefährten,“ ſagte ſie, „die frohe Bothſchaft von der Befreyung ihres Vaterlandes. Dieſer Gedanke ſtärke Sie Alle!“

Jedes Wort dieſer engelgleichen Fürſtinn bewegte mich ſo tief, daß ich, als ſie ſchon längſt verſchwunden war, noch im Audienzzimmer verweilen mußte, um meine Thränen dem Bedienten zu verbergen. Warum ſollte ich dieſer Thränen mich ſchämen? ich habe nicht geweint, als nach der Schlacht bey Friedland man mir alle vierzehn Tage einige Knochenſplitter aus meinem zerſchmetterten Arme nahm; aber dieſe himmliſche Güte gegen einen unglücklichen Jüngling drang mit ſanfter Gewalt bis in das Innerſte meines Herzens.

Von meiner guten Großmutter geſegnet verließ ich Weimar mit beklemmter Bruſt. In Erfurt empfing mich der Commandant ſehr gütig, erkundigte ſich mit Theilnahme nach meiner Großmutter, beſtätigte, daß der Geſandte meinetwegen an ihn geſchrieben, daß folglich mein Außenbleiben über den Urlaub nichts zu bedeuten habe, gab mir eine Marſchroute, und ließ mich ohne Bedeckung reiſen; doch mußte ich ihm mein Ehrenwort geben, daß ich bis Mainz von der Etappenſtraße nicht abweichen wolle. So fuhr ich nun in einer Chaiſe, nicht als

ein Gefangener, ſondern als ein vornehmer Herr, der zu ſeinem Vergnügen reiſt.

In dem niedlichen Gotha wurde ich von Herrn Schenk und ſeiner Gattinn, an die ich Briefe aus Weimar hatte, freundſchaftlichſt bewirthet. In Eiſenach hörte ich im Wirthshauſe über Napoleons Flucht viel hin und her diſputiren. Leider ſchien er da noch manchen Anhänger zu haben. Die Frau Poſtmeiſterinn, eine allerliebſte junge Weimeranerinn, an die ich auch einen Brief hatte, erzählte mir, ſie habe Abends ruhig geſtrickt, als ein Mann in einen großen Pelz verhüllt hereingetreten ſey, ihr kurzweg einen guten Abend gewünſcht, und am Ofen ſeine Hände gewärmt habe. Solcher Beſuche gewohnt, bekümmerte ſie ſich nicht um ihn. Er aber fing an ſich zu erkundigen, nach dem Schaden, den vor einiger Zeit die entzündeten Pulverwagen bekanntlich in Eiſenach angerichtet, und ob die Beſchädigten auch die Summe erhalten, die der franzöſiſche Kaiſer ihnen angewieſen? Sie erzählt, was ſie weiß. Er fragt, ob ſie den Kaiſer kenne? — ſie antwortet, ſie habe ihn nur flüchtig geſehen. — Wünſchen Sie ihn zu ſehen? — o ja! — Da tritt er zu ihr an's Licht, ſchiebt die Pelzmütze aus dem Geſichte, und ſagt: hier ſteht er vor Ihnen. Man denke ſich die Ueberraſchung der Poſtmeiſterinn. Sie biethet ihm Erfriſchungen an, er ſchlägt ſie aus. Indeſſen entſteht draußen ein ſchrecklicher Lärm. Caulaincourt prügelte die Poſtillions, die ihm zu langſam anſpann-

ten. Dieſe ſtanden im Begriff Gleiches mit Gleichem zu vergelten, als der Poſtmeiſter Se. Durchlaucht den Herzog von Vicenza erkannte, und, in die Stube eilend, gar auf den Kaiſer ſelbſt ſtieß, der mit ſeiner Frau complimentirte, und ihr nicht geſtatten wollte, des Lärms wegen das Zimmer zu verlaſſen. Er ging ſelbſt, befahl Ruhe, und reiſte gleich darauf weiter, nachdem er ſehr freundlichen Abſchied genommen. In Eiſenach hieß es gleich, er habe der Frau Poſtmeiſterinn einen ſchönen Ring verehrt.

Als ich nach Frankfurt kam, war das berühmte 29ſte Bülletin ſchon erſchienen, und, troz der ſtrengen franzöſiſchen Polizey, überließ man ſich dem lauten Jubel. Manche hatten ſogar ihre Fenſter illuminirt. Ich beſuchte bloß den ruſſiſchen Conſul Herrn Bethmann, der in dieſer Qualität von Buonaparte unverſchämt geſchröpft worden war.

In Caſtel vor Mainz durchſuchten die franzöſiſchen Zöllner meinen Mantelſack, und faſt hätte ich, wegen eines ruſſiſchen Gebethbuches, 24 Stunden unter ihnen verweilen müſſen. Die Großfürſtinn hatte mir dasſelbe für einen in die Gefangenſchaft gerathenen ruſſiſchen Popen mitgegeben, der ſie darum gebethen hatte. Die alten ſlavoniſchen Buchſtaben kannten die Franzoſen nicht, und meinten, es könnte wohl eine Chiffre darunter verborgen ſeyn. Da ſie Miene machten, das Buch zurück zu behalten, ſo forderte ich wenigſtens eine

Quittung darüber. Die wollten ſie auch nicht geben, ſondern ich ſollte warten, bis das Buch in Mainz von einem geſchickten Entzifferer unterſucht worden ſey. Endlich hatte doch Einer den guten Einfall zu bemerken, daß das Buch ſchon gebraucht ſey und daß ſie folglich kein Recht hätten es anzuhalten. Nun waren ſie ruhig, und meine kleinen Habſeligkeiten wurden auf einen Kahn gepackt, auf welchem auch mehrere Herren und Damen aus Caſtel mit über den Rhein fahren wollten. Es ſtürmte heftig an dieſem Tage, der Steuermann war beſoffen und ſteuerte ſo falſch, daß die Wellen alle Augenblicke in den Kahn ſchlugen. Die Damen ſchrien, als ob ſie geſpießt würden. Das machte den Trunkenbold noch ärgerlicher. Ich ſtellte mich neben ihm, der Seemann erwachte, ich half im einigemahl die Wellen pariren. Als die Damen merkten, daß ich etwas davon verſtand, wenigſtens nüchterner war als der Pilot, ſchrien alle einſtimmig, er ſolle mir das Steuerruder überlaſſen. Durch dieſes Zutrauen geſchmeichelt, ergriff ich daſſelbe, und ſteuerte das Boot glücklich an's Land, wo der dankbare Steuermann mich für meine Mühe mit Schnaps tractiren wollte, und, als ich das ausſchlug, mir einen verfluchten Ruſſen an den Hals warf.

## Zehntes Capitel.

### Fahrt von Mainz über Paris nach Soiſſons.

Als ich dem Commandanten von Mainz meine feuille de route vorwies, erhielt ich ſogleich Quartier, allein das ſchlechteſte, was ich ſeit Tilſit gehabt. Am andern Morgen wurde ich vorgeladen, um mein Ehrenwort zu geben, daß ich, ohne Erlaubniß, mich nie von dem beſtimmten Ort meines Aufenthalts entfernen wolle. Das geſchieht folgendermaßen: Auf einem Bogen Papier ſtehen, außer dem zu leiſtenden Eide, mehrere Fragen gedruckt, wo ſind Sie geboren? wie heißt Ihr Vater? Ihre Mutter? leben ſie noch? u. ſ. w. Alle dieſe Fragen muß man eigenhändig beantworten, dann das Ganze unterzeichnen, worauf der Commandant dem Gefangenen Glück wünſcht, daß er nun ſich ſelbſt überlaſſen ſey. Er fertigte mir eine neue Marſchroute nach dem Depot von Soiſſons aus, berechnete die Etappen (es waren ihrer dreyzehn), zahlte mir für jede 2 Franken, ſage 2 Franken, in Summe 26, und nun marſchier in Gottes Nahmen! zu Wagen, wenn du Geld haſt, zu Fuße, wenn du ein armer Teufel biſt. Doch wer beweiſen kann, daß er über 50 Jahre zählt, erhält ein Reitpferd. Das konnte ich nun freylich nicht, doch bey dieſer Jahreszeit durch den ſchrecklichen Koth zu Fuße ſpazieren, ſchien mir auch unmöglich, ohne wieder krank zu werden.

Fürs erſte fand ich einen Bauer, der eben vom Markte heimfahren wollte, und mich für drey Franken bis nach Alzey mitnahm, unter der Bedingung, das leere Butterfäßchen zwiſchen den Füßen zu halten. Weg und Wetter waren ſo abſcheulich, daß wir erſt Abends ſpät in Alzey anlangten. Quartier bekam ich freylich auf Anweiſung des Maire, aber nicht ein Mahl Licht zum Auskleiden, vielweniger etwas zu eſſen. Tages darauf fuhr mich ein anderer auf einem verdammten zweyräderigen Karren bis Lautern, etwa acht franzöſiſche Meilen, doch nicht unter 25 Franken, ſo ſehr ich ihm auch ſeine Unchriſtlichkeit gegen einen armen Gefangenen zu Gemüthe führte. Auch der Maire, den ich um Rath und Hülfe bath, meinte ganz trocken, es wäre nicht zu viel. In Lautern, wo ich bequem wohnte, ſtellte ich traurige Betrachtungen über meine ſchwindende Kaſſe an, da zwey kleine Tagereiſen mir ſchon weit mehr als das ganze Etappengeld gekoſtet hatten. Mein Wirth, der zu Allem bereit war, was ihn nichts koſtete, gab ſich ſelbſt alle Mühe, eine wohlfeilere Fuhre für mich zu finden, allein vergebens! ich mußte abermahls 25 Franken bis Zweybrücken bezahlen. Hier hatte ich das Glück, bey einem braven Arzt einquartiert zu werden, der nicht allein mich freundlich bewirthete, ſondern auch, als ich ihm meine bedrängte Lage eröffnete, mir ſogleich aus dem böſen Traume half, indem er ausrief: „Mein Gott! warum fahren Sie denn nicht mit der

Diligence? Das koſtet weniger als die Hälfte, und Sie reiſen ſehr bequem.“

Daran hätte ich freylich auch ſchon in Mainz denken können. Es war nur die Frage, ob die große Straße nicht von der Etappenſtraße abweiche, und ob man auf der Diligence mit meiner feuille de route mich annehmen würde? Der Arzt verſicherte, das ſey alles einerley, wenn ich mich nur in Soiſſons meldete; dieſer Ort liege nur 9 Lieues von Chateau Thierry, bis dahin ich mit der Diligence fahren, und ſo den vierten Tag ſchon in Soiſſons eintreffen könnte. Er empfahl mich ſelbſt dem Conducteur, und die Reiſe von Zweybrücken bis Chateau Thierry koſtete mich nicht mehr, als 90 Franken, wobey ich alſo mehr als die Hälfte ſparte, und nicht mehr wie eine Schnecke zu kriechen brauchte.

Ich glaubte mich nach Elyſium verſetzt, als ich, ſtatt auf einem vermaledeyten Tapecu, in einem ſchönen Wagen auf Schwungfedern geſchaukelt wurde. Ich hatte nur einen einzigen Reiſegefährten, einen ziemlich bejahrten Beamten aus Mainz, der in Geſchäften nach Paris ging, und noch den ſchönen, lebhaften Geiſt der alten Franzoſen beſaß. Wer ich ſey? und wie ich heiße? fragte er nie, brauchte ſich alſo in unſern politiſchen Geſprächen auch keinen Zwang anzuthun. Wenn er, als guter Buonapartiſt, den Ruſſen gar zu übel mitſpielte, machte ich ihm wohl bisweilen Einwendungen, die er nicht zu beantworten wußte; dann ſchlief er ge-

wöhnlich ein, und ſo vertrugen wir uns recht gut. Wir paſſirten Metz, Verdün und Chalons, und kamen am Neujahrsabend nach Epernay, dem berühmten Champagner-Orte. Mit einer Flaſche vom beſten Champagner begrüßten wir hier das neue Jahr 1813. Er war aus dem Moiſchen Keller, aus welchem die Ruſſen nachher 60,000 Bouteillen ſollen getrunken haben.

Noch in derſelben Nacht fuhren wir weiter. Uns beyde hatte der Wein recht luſtig gemacht, und als mein Gefährte vernahm, ich ſey noch nie in Paris geweſen, mahlte er mir die dortigen Herrlichkeiten ſo ſüß, daß ich der Begierde, dieſes Babylon zu ſehen, unmöglich widerſtehen konnte, zumahl da ich bedachte, daß eine ſchnelle Auswechſelung der Gefangenen doch möglich ſey, und ich dann vielleicht nie wieder Gelegenheit haben würde, meinen Wunſch zu erfüllen. Wegen meiner Marſchroute, die freylich beſtimmt auf Soiſſons lautete, konnte ich, nach der Verſicherung meines Reiſegefährten, mich in Paris damit entſchuldigen, daß keine Diligence von Chateau Thierry nach Soiſſons fuhr, wohl aber von Paris. Meinen Nahmen und Stand wußte er nicht, ſonſt hätte er vielleicht mehr Bedenklichkeiten geäußert. Der Conducteur war es auch zufrieden, und ſo hatte ich wenigſtens die Genugthuung, daß man einſt nicht von mir ſagen könne, ich ſey in Rom geweſen und habe den Papſt nicht geſehen.

In Chateau Thierry hatte unſere Geſellſchaft ſich

Digitized by Google

um drey Perſonen vermehrt, einen Herrn und zwey Damen. Wir zwey alten Reiſegefährten durften zwar, nach Recht und Herkommen, die erſten Plätze behaupten, allein wir überließen ſie freywillig den Damen, und wurden dafür durch die liebenswürdigſte Unterhaltung entſchädigt.

Kurz vor unſerer Ankunft in Paris ſetzte ich mich neben den Conducteur in das ſogenannte Cabriolet (den bedeckten Bock), um der freyen Ausſicht zu genießen. Paris liegt aber ſo tief, daß man von dieſer Seite nicht ein Mahl eine Thurmſpitze gewahr wird. Da gibt es auch keine Luſtſchlöſſer und ſchöne Gärten, wie vor Petersburg, ſondern höchſtens Gemüſegärten, die nicht ein Mahl eingezäunt oder mit niedlichen Häuſern verſehen ſind. So gelangt man bis zur Barriere, die auch wohl zierlicher ſeyn könnte, denn ſie beſteht bloß aus unangeſtrichenen Paliſaden. Hier wurde der Wagen viſitirt, und zum Ueberfluß fährt noch ein Zöllner mit bis zu dem Büreau der Diligencen, um beym Abpacken gegenwärtig zu ſeyn.

In der Vorſtadt St. Denis vergnügten mich die glänzenden Buden, und das raſtloſe Menſchengewimmel mit fröhlichen und trübſeligen Geſichtern. Als die Diligence ihr Büreau in der Straße notre dame des victoires erreicht hatte, wurde ſie ſogleich von einem Haufen gieriger Menſchen umringt, die Factors genannt werden, ſich ſehr dreiſt herandrängen, und zur Bedienung aufdringen. So hatte

Digitized by Google

denn auch Einer mein Gepäck ſchon auf den Schultern, als es kaum abgeladen war, und, ohne mich zu fragen, rannte er ſo ſchnell davon, daß ich, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, die Grobheit begehen mußte, von meinen Reiſegefährten keinen Abſchied zu nehmen. Zum Glück hatte ich nicht weit zu gehen, denn es befand ſich in derſelben Straße ein Hotel, wo ich mir ein niedliches Zimmer wählte.

Als der Wirth mir meinen Paß abforderte, reichte ich ihm nicht ohne Furcht meine feuille de route. Er warf einen Blick hinein, ſah mich verwundert an, ſchüttelte den Kopf und ging. Mir ſchwebte die Möglichkeit vor, daß die Polizey mich wohl ſogleich wieder zum Thore hinaus transportiren könnte, um alſo doch wenigſtens etwas von Paris geſehen zu haben, verſchloß ich ſogleich mein Zimmer, und nahm mir vor, bis Abend herumzulaufen, ſo daß es ſchwer ſeyn ſollte, mich zu finden. Anfangs rannte ich nur aus einer Straße in die andere, wie ein gejagtes Reh, weil es mir immer vorkam, als ob Jedermann es mir an der Naſe anſähe, daß ich nicht nach Paris gehörte. Ich verirrte mich auf den Platz Vendome, und ſtarrte Napoleons Siegesſäule an. Dann wollte ich nach dem palais royal, von dem ich ſo viel gehört hatte; aber wie den Weg dahin finden? Zum Glück wird man in keiner Stadt ſo ſchnell und gut zurecht gewieſen, als in Paris, denn ein Franzoſe verſäumt keine Gelegenheit, in den Augen eines Fremden etwas zu g e l t e n. Kaum

Digitized by Google

hatte ich die erſte Bitte um Zurechtweiſung ausgeſprochen, ſo wußte ich auch ſchon: la première rue à droite — Vous traverserez la place des tuileries — Vous entrerez dans la rue au coin de la grosse tête — prenez toujours tout droit et Vous Vous trouverez devant le palais royal. Ich dankte, wiederhohlte meine Lection und ging. Da ſprengte Bonaparte mit einem großen Gefolge an mir vorbey, und ich — mußte mich ja wohl tief verbeugen. Bewundernd ließ ich einen Triumphbogen hinter mir, an welchem Napoleons Friedensſchlüſſe mit Oeſterreich en bas relief ſehr kunſtreich dargeſtellt ſind. Daß ich endlich im palais royal mich befand, bemerkte ich an der Dienſtfertigkeit, die mich hier umgab. Der Eine nahm mir ſehr höflich den Hut vom Kopfe, um ihn auszubürſten; der Zweyte bürſtete mit vieler grace meinen Rock, der Dritte putzte mir die Stiefeln, ein Vierter hielt mir ein Zeitungsblatt unter die Naſe, damit ich leſen ſollte, wie viele Zähne der König von Rom ſchon gemacht habe. Ich rettete mich aus ihren Händen zum Reſtaurateur Very, der mit ſeiner dicken Ehehälfte in einem großen Spiegelſaale den ganzen Tag zwiſchen beefsteaks aux pommes de terre, cotelettes à la Marengo u. ſ. w. thront. Hier erquickte ich mich durch Auſtern, die ſehr wohlfeil waren.

In den herrſchenden Ton fand ich mich ſehr bald. Man muß nähmlich, beym Hereintreten in

dieſes Heiligthum der Gourmands, der Wirthinn eine leichte Verbeugung gleichſam hinwerfen, ein Paar Tacte aus einer Arie trällern, die Haare à l'incroyable in die Höhe ſtreichen, in jedem Spiegel ſich beäugeln, die Damen, wenn welche da ſind, unverſchämt lorgnettiren, ſich auf einen Stuhl, nicht ſetzen, ſondern ausſtrecken und aus vollem Halſe garçon! la carte! ſchreyen. Dann wird man prompt bedient, empfängt einige ſüße Blicke von der Wirthinn, und bezahlt ſehr theuer. Als ich nach dem Eſſen Luſt bezeugte zu rauchen, ſchob man mich in eine Tabagie, wo man vor Qualm die Menſchen kaum erkennen konnte. Man muß dem Rauchen ſehr ergeben ſeyn, um es unter dieſen ehrlichen Flamändern auch nur fünf Minuten auszuhalten. Doch zurück konnte ich nicht mehr, denn der Garçon hatte durch den Nebel mich bereits erblickt und ſchob mir eine Pfeiſe in den Mund.

Ich dankte Gott, als ich wieder unter den Colonnen war. Das palais royal mit allen ſeinen prächtigen Boutiquen und lockenden Freudenmädchen iſt ſchon ſo oft und ſo gut beſchrieben worden, daß ich mich wohl hüthen werde, eine neue Schilderung zu wagen. Es iſt ein wahrer Guckkaſten, in welchem die Gegenſtände ſo ſchnell wechſeln, daß dem Anſchauer faſt ſchwindelt. Ich ließ mich eben ſo wieder hinausſchieben, als ich hinein gekommen war, und ſchlenderte auf's Gerathewohl in den ſchönſten Straßen umher, bis ich ermüdete; da nahm

ich mir ein Cabriolet, um ein wenig ſpazieren zu fahren, und verwunderte mich nicht wenig, als der Kutſcher ſich ohne Umſtände neben mich ſetzte. Indeſſen geſchieht das nur, wenn man nicht ſelbſt die Pferde regieren will oder kann, denn ſonſt ſteht er hinten auf. Zerlumpt ſah der Kerl aus, und ein Paar derbe Holzſchuhe hatte er an den Füßen; aber doch ſind dieſe Cabriolets noch die beſten Miethequipagen, denn die Fiacres taugen gar nichts, Kutſcher, Pferde und Wagen ſind erbärmlich, und im Wagen herrſcht ekelhafte Unreinlichkeit.

Wir fuhren über den Revolutionsplatz, wo die unglückliche königliche Familie gemordet worden; ich ſchauderte, mir war, als müßten die Bäume umher nie mehr grünen. Der ſchöne Anblick der Seine verwiſchte den traurigen Eindruck; die meiſterhafte Brücke, pont des arts, ſcheint darüber zu ſchweben.

An der Pforte des Muſeum Napoleon, über welcher eine coloſſale Büſte Buonaparte's droht, entließ ich mein Cabriolet, kaufte mir den Catalog, bewunderte den Apoll von Belvedere, liebäugelte mit der Venus von Medicis, bedauerte den armen Jungen, der ſich einen Splitter aus dem Fuße zieht, ſtarrte die ungeheuere Höhe der ägyptiſchen Antiken an, und ſtieg dann hinauf in die Gemähldegallerie, wo eben eine Kunſtausſtellung war, man folglich alte und neue Kunſt vergleichen konnte. Es gehören nicht Stunden, ſondern Monathe, viel-

leicht Jahre dazu, um ſagen zu können, man habe dieſe einzige Gallerie ganz geſehen, wie man ſehen ſoll. Es war ein Taumel, eine Art von Trunkenheit, in der ich mit der Menge auf und ab wogte. Ein Gemählde hat ſich mir, als Ruſſen, am tiefſten eingeprägt: Peter der Große im Sturme auf dem Ladoga-See, in einem kleinen Boote, wie der Steuermann den Muth verliert, der Czaar ſelbſt ihm das Ruder aus der Hand reißt, und den Wellen glücklich Trotz biethet. Dieß Gemählde iſt außerordentlich wahr, wenigſtens darf ich das, ohne Kenner zu ſeyn, von den Haaren, die der Sturm zerzauſt, und von der Brechung der Wellen ſagen, da der Sturm mein eignes Haar ſo oft zerzauſt hat, und die Wellen ſo oft über mich hingeſchlagen ſind.

Sehr nahe bey dieſem Tempel der Kunſt ſtand ein Italiäner, der gleichſam eine Satyre auf die Kunſt zu machen ſchien, denn er ließ den ganzen Tag zwey Affen in militäriſcher Kleidung exerciren. Den großern nannte er General Jako, der hatte ſich behaglich in einen Voltaires-Stuhl gepflanzt, und prügelte den kleinern, der nur Sergeant war, wenn er mit ſeiner Flinte ein unrechtes Tempo angab. Wurde das Ding zu arg, ſo vergaß der Sergeant die Subordination und wollte den General beißen; dann gab es eine luſtige Balgerey, bis der Italiäner ſich dazwiſchen legte.

Das Louvre, an dem ich nun vorüber ging, wird einſt in ſeiner Vollendung ein herrliches Prachtge-

bäude ſeyn, wenn nur die vielen darauf gekleckſten N nicht wären.

Ich beſtieg zum zweyten Mahl ein Cabriolet ohne jedoch zu wiſſen, wohin ich fahren ſollte. Der Kutſcher ſchlug mir allerley vor, unter andern auch das Narrenhaus, dahin mochte ich aber nicht, Narren kann man überall ſehen. Endlich nannte er den Jardin des plantes, das Cabinet de l'histoire naturelle. Ja, rief ich, dahin führe mich. Raſch rollten wir durch viele enge Straßen und über den pont d'Austerlitz, eine herrliche Brücke von Eiſen, an der mir, außer dem Nahmen, alles gefiel. Mit Vergnügen zahlt man zwey Sous, um darüber fahren zu dürfen.

Den ſchönen Pflanzengarten muß man in Sommer ſehen; das fiel mir zu ſpät ein, als ich durch ein Meer von gelben Blättern waten mußte. Ich begrüßte den Elephanten, für welchen ein neuer Pallaſt und ein Bad von Quaderſteinen gebaut wurde, ich ſtopfte mir die Ohren zu vor dem furchtbaren Geſchrey aller der Vögel und Thiere; ich bewunderte die Geduld der Hyäne, die unaufhörlich von einer Wand zur andern ſprang, und die Zähne fletſchte; ich warnte den kleinen Hund, der bey der Löwinn ſaß, und ihr die beſten Stücke vor der Naſe wegnahm; und aus dem Garten ſtieg ich hinauf in das bewundernswürdig geordnete Cabinett der Naturgeſchichte, wo die täuſchende Nachahmung in Wachs der innern Theile des menſchlichen Körpers mich an mei-

ſten anzog. Die übrigen Gegenſtände hatte ich faſt alle in der Natur geſehen, außer der ägyptiſchen Mumie, die ſeit ein Paar tauſend Jahren ſo angenehm lächelt.

Auf dem Heimwege beſuchte ich noch einmahl das palais royal, den Mittelpunct aller Thätigkeit und aller Freuden, ließ mich noch ein Weilchen herumſchieben, und ging dann in die große Oper, wo das Orcheſter mich entzückte, und das Ballet, Nina, mir die vollkommenſte Darſtellung in ihrer Art ſchien. Die Zwiſchenacte ſind unausſtehlich. Es werden laute Converſationen über fünf Bänke weg gehalten, und das Ausſchreyen von Limonade, Orgeade, Punſch u. ſ. w. betäubt die Ohren.

Es war faſt 11 Uhr, als ich in das nun, herrlich erleuchtete, palais royal zurückkehrte und die wohlgeputzten Nymphen herumſchweben ſah, die Jedermann dutzen, und ihre Frechheit doch mit vieler Grazie zu vereinigen wiſſen. Zufällig trat ich in das caffé des aveugles und ergetzte mich am Spiel und Geſang von 9 Blinden und einer blinden Frau ſo lange, daß ich erſchrack, als ich beym Heraustreten gewahr wurde, daß ſchon viele Buden verſchloſſen waren. Die Glocke hatte Eins geſchlagen.

Mit einiger Unruhe begab ich mich nach Hauſe, in der angenehmen Erwartung, Gensd'armen vorzufinden, die mir ein freyes, aber nicht angenehmes Quartier anweiſen würden. Wie froh war ich als der Portier mir, ohne ein Wort zu ſagen, den

Schlüſſel von meinem Zimmer einhändigte. Ich fand ein loderndes Kaminfeuer, und ſchlief ſehr ruhig die erſte Nacht in Paris.

Am andern Morgen, in aller Früh, wurde an meine Thür geklopft, ich rief dreiſt, herein! und ſiehe, ein Grippe-Jésus, wie die Franzoſen ſie nennen, erſchien. Es war der Oberſte von der Gens-d'armerie ſelbst. Je mehr er ſich wunderte, daß ich ſo dreiſt geweſen, nach Paris zu kommen, je mehr ſpielte ich den Einfältigen, dem die Geographie ein böhmiſches Dorf iſt, und der keine Idee davon hat, wo Soiſſons liegt. Statt Entſchuldigungen zu machen, bath ich ihn vielmehr, noch einen Tag in Paris bleiben zu dürfen, weil es mir gar zu wohl gefalle. Er ſtutzte und erklärte es für unmöglich, mir einen längern Aufſchub zu verwilligen. Sollte, dachte ich, die franzöſiſche Eitelkeit mir widerſtehen können? Ich fing an Paris außerordentlich zu loben; ſetzte Petersburg dagegen herab; wünſchte mir die Freude, wenn ich einmahl nach Hauſe käme, recht viel erzählen zu können, beſonders von der Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit der Franzoſen, durch welche ſie vor allen Nationen ſich auszeichneten u. ſ. w. Er ſchmunzelte, erinnerte zwar noch, es ſey jetzt doppelt gefährlich, mich hier zu laſſen, da Napoleon gegenwärtig ſey, gewährte mir jedoch meinen Wunſch, unter der Bedingung, daß er mich ſogleich in die Diligence nach Soiſſons einſchreiben

laſſe, und mich am andern Morgen ſelbſt dahin begleite.

Kaum war der Grippe-Jésus zur Thür hinaus, als ich auch ſchon mein geſtriges Herumſtreichen wieder begann. Im palais royal ſaßen die Menſchen bey ihrem abſcheulichen caffé au lait, der eigentlich lait au caffé heißen ſollte, denn eigentlich iſt es eine Schale voll Milch mit ein wenig Kaffee, für einen Deutſchen ein widerliches Getränk.

Mir ſcheint, daß Petersburg bey weitem Paris übertreffe, durch ſeine herrlichen Straßen und Gebäude. Die Seine iſt mit der Newa gar nicht zu vergleichen, ungerechnet die prächtigen Quais von Granit, die man ſonſt nirgend findet. Was iſt der berühmte Pantheon gegen die neue kaſániſche Kirche! Ein Louvre haben wir zwar nicht, aber wie viele große und ſchöne Palläſte! Freylich, was geſellige Zerſtreuungen betrifft, da muß ich Paris den Vorzug laſſen.

Am Abend beſuchte ich die berühmten Spielhäuſer, und beobachtete die gräßlichen Geſichter, die bey jedem Wurfe ſich verlängern oder verkürzern, je nachdem Fortuna ihnen lächelt oder ſie angrinſt. Die Todtenſtille wird nur ſelten, und immer nur durch Aechzen und Seufzen unterbrochen. Man vernimmt kein anders Geräuſch, als das der hölzernen Schaufeln, mit welchen die Spieler das Geld herbeyſcharren oder von ſich ſtoßen. Auch Damen ſah ich, die, wenn ſie kein Geld mehr hatten, Rin-

ge, Ohrringe, Kämme und dergl. auf's Spiel ſetzten, gewinnend ihre ſieben Sachen mit einem Verluſt von 5 Procent wieder einlöſten, verlierend aber wüthend aufſprangen, und den erſten beſten Fremden um ein Darlehen anſprachen. Das letztere wiederfuhr auch mir, ſo ärmlich ich auch ausſah, und die Bittende war ſo hübſch, daß ich ſchwach genug war, ihr etwas zu geben, aber auch gleich mich aus dem Staube machte, (Schmutz ſollte es eigentlich hier heißen.) Gerade über dem Spielhauſe, eine Treppe höher, wohnt ein Piſtolenhändler, wo der unglückliche Spieler für ſeinen letzten Groſchen ſich eine Piſtole kaufen und in ſein Gehirn abdrücken kann.

Ich erhohlte mich im caffé des mille colonnes, ſo genannt von den Dutzend Säulen, die in den Spiegelwänden ſich vervielfältigen. Die ſchönſte Zierde dieſes Kaffehhauſes iſt die Wirthinn, die einſt ſo berühmte belle Limonadière, die vormahls in der Straße St. Honoré ſchlechte Limonade verkaufte, zu der aber alle Parieſer ſtrömten, um ſie zu beäugeln, und die dadurch ſo reich wurde, daß ſie nun, als Beſitzerinn des tauſendſäuligen Kaffehhauſes, mit Diamanten überladen, hinter einem Büffet thronte, welches allein 30000 Franken gekoſtet haben ſoll. Sie iſt wirklich die ſchönſte Frau, die ich in meinem Leben geſehen habe.

Im Theater français ſah ich das Trauerſpiel Gabrile de Vergy, wo eine Liebende das Herz ihres Geliebten in einem goldenen Gefäße empfan-

Digitized by Google

gen muß. Es wurde entſetzlich viel geſchrien und geſticulirt. Ich habe keinen Sinn für ſolche Unnatur. Die Schauſpielerinn wurde ſehr beklatſcht (vermuthlich Mademoiſelle Duchesnois), mir ſchien ſie der verſtorbenen Madame Ohmann in Reval weit nachzuſtehen. Dieſe herrliche Frau iſt und bleibt mein noch unübertroffenes Ideal. *)

Im palais royal, wohin ich nach dem Schauſpiel zum letzten Mahle ging, begegnete ich zu meinem Erſtaunen einem reich gekleideten Koſaken, der in einem Menſchen-Strome ſchwamm. Der unverhoffte Anblick eines Landsmannes verſetzte mich in eine ſeltſame, froh-wehmüthige Stimmung. Ich drängte mich an ihn, und flüſterte ihn auf ruſſiſch die Frage in's Ohr: ob er ein Gefangener wäre? ſtatt mir zu antworten, fiel er mir um den Hals. Eine Menge Neugieriger umringten uns sogleich. Ich fürchtete Verdacht zu erregen, und zog ihn ſchnell mit fort. Wir gingen Arm in Arm, Hunderte verfolgten uns. Er war bey Smolensk gefangen worden, und ein franzöſiſcher General hatte ihn in ſeine Dienſte genommen. Es gefiel im recht gut, nur das ewige Zudrängen der Neugierigen war ihm ſehr läſtig, obgleich er auf dieſe Weiſe oft auf fremde Koſten zechte. Ich fragte ihn etwas übel gelaunt, ob er Luſt habe, in Frankreich zu bleiben? Herr! erwiederte er, ich bin ein Koſak und habe Frau und Kinder daheim.

---

*) Der Verfaſſer hat Madame Bethmann nie geſehen.

Da ſich das Gedränge um uns eher vermehrte als verminderte, ich auch einige lauernde Gensd'armen darunter erblickte, ſo ließ ich ihn plötzlich allein und verſchwand, ohne mich an ſein Rufen: Landsmann! zu kehren.

Ich eilte nach Hauſe. Gute Nacht Paris! Am andern Morgen ließ der freundliche Oberſte der Gensd'armerie ſich gefallen, ein Frühſtück bey mir einzunehmen, begleitete mich dann bis zu der Diligence, und verließ mich nicht eher, bis ich, zur Verwunderung aller meiner Reiſegefährten, als ruſſiſcher Officier aufgerufen wurde, und meinen Platz einnahm. Die Peitſche knallte, wir rollten fort.

Unter freundlichen, frohen Geſprächen erreichten wir Villers-Gotterets (noch ſechs Meilen von Soiſſons) auf einem Wege, der beynahe ſchnurgerade, aber ohne liebliche Umgebungen war. Bey Villers-Gotterets fängt ein ſchöner Wald an, der bis zu den himmliſchen Thälern von Soiſſons führt.

## Eilftes Capitel.

### Soiſſons. Lage der Gefangenen daſelbſt.

Es war ſchon ſpät, als wir ankamen, doch meldete ich mich ſogleich bey dem Commandanten, der mich ſehr höflich empfing und mir vorſchlug, das Quartier des Major Switſchin vorläufig zu theilen, welches

für uns beyde Raum genug habe. Ich ließ mich ſogleich dahin führen. Die Freude des Wiederſehens nach langer Trennung war unbeſchreiblich. Auch mein Freund Hüne fand ſich ein, und beyde wollten mir kaum glauben, daß ich gerade aus Paris käme. Sie ſchienen mit Soiſſons ſehr unzufrieden und klagten über Mangel. Ich erquickte und entzückte ſie durch die frohe Bothſchaft, daß unſere erlauchte Großfürſtinn ihnen Unterſtützung ſende. Die Nachricht verbreitete ſich alſobald; am andern Morgen beſtürmten mich alle meine Unglücksgefährten und ich genoß das ſüße Vergnügen, indem ich die Wohlthaten der menſchenfreundlichen Fürſtinn ausſpendete, manches kummervolle Geſicht erheitert zu ſehen.

Ehe ich weiter von meinem eigenen Schickſal rede, will ich dem Leſer kurz erzählen, wie die Gefangenen in Frankreich lebten und wie ſie behandelt wurden. Vielleicht wird es Manchen von Nutzen ſeyn, der künftig in eine ähnliche Lage kommen könnte; er wird dann ſchon wiſſen, was wir durch eine anderthalbjährige bittere Erfahrung gelernt haben. Manche haben mehr, manche weniger gelitten; zu den letztern gehöre ich ſelbſt. Zwar iſt ſpäter Eine meiner Handlungen (es möge nun Leidenſchaft oder Leichtſinn ihr zum Grunde gelegen haben) ſehr ſtreng geahndet worden, doch da hatten die Franzoſen ganz Recht, und auch das mag andern zur Warnung dienen.

Sobald der Gefangene beym Commandanten

ſich gemeldet hatte, mußte er noch einen Eid unterzeichnen, wie den in Mainz, doch mit dem Zuſatz, daß er nie ſich weiter als eine halbe Lieue von der Stadt entfernen wolle. Dann bekam er freyes Quartier auf drey Tage, doch ohne Verpflegung. Nach Verlauf derſelben mußte er bey einem Bürger ſich einmiethen für ſein eigenes Geld, auch ſich in die Koſt begeben, wenn er es beſtreiten konnte. Ein General erhielt monathlich 150 Franken, ein Oberſter 100, ein Oberſtlieutenant und Major 75, ein Capitain 50, ein Lieutenant oder Fähndrich 29. Die Unterofficiere und Soldaten hatten es am beſten, denn die bekamen, außer etwas Geld, noch Brod und Fleiſch, waren alſo wenigſtens vor Hunger geſichert. Man erſieht aus obigem, daß ein General ohne Noth, ein Oberſter paſſabel, ein Oberſtlieutenant und Major zur Noth leben konnten, die Subalternofficiere hingegen hatten es ſchlimm. Eſſen konnten ſie zwar für 29 Franken, aber womit ſollten ſie Wohnung, Wäſche, Kleider, Stiefeln bezahlen? — In den erſten Monathen, wo Jeder noch etwas übrig hatte, ging es ſo ziemlich, doch in der Folge nagte die Zeit dermaßen an unſerer Bekleidung, daß Füße und Ellenbogen hervorguckten. Soiſſons iſt eine wohlhabende Stadt von 6090 Einwohnern, doch keinen rührte unſere Noth.

Während der erſten drey Tage hatten einige Bürger ihrer Einquartierung die Koſt gereicht, dann aber ſie ohne Barmherzigkeit aus dem Hauſe gejagt.

Und das waren noch die beſten; die übrigen gaben nichts, der Gefangene mußte bey ſeinen Cameraden das Brod betteln. Hätte man jedem Gefangenen, gleich bey ſeiner Ankunft, einen monathlichen Gehalt vorausbezahlt, ſo hätte Jeder ſich einrichten können. Aber das ſchien der Regierung zu gefährlich, denn mancher hätte, vor Ablauf des Monaths, ſterben können, und würde folglich mehr bekommen haben, als ihm zukam. Nun war aber in ganz Soiſſons (ich rufe 200 Gefährten zu Zeugen auf) auch nicht ein einziger Bäcker, der, ſelbſt unter Bürgſchaft des Commandanten, Brot auf Credit gab; folglich mußten Viele im eigentlichſten Verſtande betteln.

Das Klima in Frankreich iſt allerdings ſehr ſchön, aber im Winter wird es doch auch tüchtig kalt, und, da die Stuben durch Oefen nicht zu heitzen ſind, ſo übertraf für uns arme Nordländer die Qual des Froſtes faſt noch die des Hungers. An Beſchäftigung war bey ſolcher Kälte vollends gar nicht zu denken; man hatte genug zu thun durch Hauchen die Hände beweglich zu erhalten. Um den Froſt abzuwehren, krochen die armen Gefangenen zu 20 und 30 in eine Stube zuſammen, verſtopfen Fenſter und Thüren nach Möglichkeit, und hofften durch ihre eigene Ausdünſtung die Atmosphäre zu erwärmen. Aber die leichte Bauart der Häuſer, die Kamine, welche einen ewigen Zugwind ausſpien, und die kalten, nur mit Backſteinen be=

legten Dielen vereitelten auch dieſe Hoffnung. Nur der Geſelligkeit wegen wurden dieſe Verſammlungen fortgeſetzt und weil es doch eine Art von Troſt war, in Geſellſchaft zu leiden und zu klagen. Außer dem Major Switſchin, bey dem ich wohnte, und noch einem einzigen unſerer Unglücksgefährten, konnte Niemand die Koſten aufbringen, ſein Zimmer zu heitzen, denn das Holz war entſetzlich theuer. Darum kamen unſere beſten Bekannten ſchon früh morgens und blieben bey uns bis zum Schlafengehen. Bisweilen beſuchten wir auch unſere frierenden Cameraden und froren mit ihnen, damit ſie nicht glauben möchten, wir mieden ſie, weil wir es beſſer hätten. So ein sejour parmi des véritables malheureux (wie die Franzoſen ſelbſt uns nannten) verſtimmte uns aber gewöhnlich auf mehrere Tage, denn wir ſahen nichts als bleiche, hohläugige Geſichter, Gram und Mangel; wir hörten nicht als Klagen.

Endlich fand ſich doch ein ſpeculirendes Franzoſengenie, welches täglich ein großes Zimmer für die Gefangenen heitzte, wofür Jeder monathlich Einen Franken zahlte. Der Herr Wirth profitirte um ſo mehr dabey, da er bey dieſer Gelegenheit viel ſchlechten Branntwein theuer verkaufte. Beym Commandanten hatte er ſich das Vorrecht auszuwirken gewußt, daß ſonſt kein Kaufmann in der Stadt uns etwas auf Credit geben durfte, ſeine Forderung aber monathlich von unſerm Gehalt abge-

zogen würde. Da bekamen freylich manche ſehr wenig heraus, denn, ungewohnt ihre Ausgaben auf Einen Sous zu berechnen, ließen ſie oft durch Kälte und leeren Magen ſich verleiten, einen Labetrunk mehr zu ſich zu nehmen, als ſie eigentlich bezahlen konnten. Dann wurde der Commandant von den Hungernden ſo oft beſtürmt, bis er endlich feſtſetzte, daß auf 13 Franken monathlich für Brod unter keiner Bedingung Beſchlag gelegt werden konnte. Die meiſten trugen dieſe 13 Franken ſogleich zum Bäcker und ſicherten dadurch auf einen Monath wenigſtens den Biſſen Brod, deſſen ſie täglich bedurften; allein es gab immer auch einige Schwache, die dem Reitze nicht widerſtehen konnten, ſich nun einmahl etwas zu gute zu thun; ſolche vertranken ihr Geld, hungerten hinterdrein, und ſchlichen wie Schatten umher. Mit jedem Monath mehrten ſich ihre Schulden, ihr Mangel, ihr Gram, ihr Elend, bis man eines Morgens den ruſſiſchen Prieſter und ein Paar Tage ſpäter einen Officier todt im Bette fand.

Dieſer Vorfall machte endlich den Commandanten ſtutzig. Er ließ einige der vornehmſten Officiere zu einer Unterredung einladen, zu welcher auch ich als Sprachkundiger gezogen wurde. Nach langem Ueberlegen wurde beſchloſſen: künftig ſolle dem Gefangenen nichts weiter abgezogen werden, als was er dem Bäcker und Fleiſcher ſchuldig ſey. Wer ihnen ſonſt freywillig creditiren wollte, möchte es

auf eigene Gefahr thun, denn Klagen ſollten ferner nicht angenommen werden. Das rettete manchen von Verzweifſung. Auch kam das Frühjahr, der Sommer, die Heitzung wurde überflüſſig. Das Gemüſe war ziemlich wohlfeil, einige fiſchten auch wohl den ganzen Tag, und ſo erhohlten ſich manche.

Doch wenn der Magen verſorgt war, ſo forderte der nackte Körper ſein Recht. Die meiſten ſchliefen auf ihren Kleidern und deckten ſich damit zu, nutzten ſie folglich doppelt ab. Auf den Straßen zerlumpt herum wankend, mußte man ſie durchaus für Bettler halten, zumahl da ſie auch alle lange Stäbe trugen. Wenn Revue über uns gehalten wurde, welches zweymahl wöchentlich geſchah, hätte man von den Zuſchauern für das tragi-komiſche Schauſpiel Einlaßgeld fordern können. Die unbarmherzigen Einwohner ſahen es mit an und lachten.

Einige Phänomene gab es doch auch unter uns, zum Beyſpiel mein guter Freund, der würdige Doctor Kühne, der mit 39 Franken monathlich auf einem Dachſtübchen ſaß, den ganzen Tag ſtudierte und Tabak rauchte, und ſich in 5 Monathen einen neuen Ueberrock und ein Paar neue Stiefeln abgehungert hatte. Er büßte es aber mit ſeiner Geſundheit und würde, in einem Monath, welchen er ſehr krank zubrachte, Alles wieder zugeſetzt haben, wenn nicht ein reicher Apotheker, der ſeine chemiſchen Kenntniſſe hatte ſchätzen lernen, ihm die Arzeney gratis geliefert hätte.

Im Allgemeinen waren und blieben die Einwohner mißtrauiſch und eigennützig vom erſten Tage bis zum letzten, obgleich ſie hätten wiſſen ſollen, daß unſer Kaiſer bey jedem Friedensſchluß die Schulden ſeiner gefangenen Unterthanen bezahlt und diejenigen, welche ſich wohlthätig gegen die Unglücklichen bewieſen, noch obendrein großmüthig beſchenkt hat.

Unter 40 Franken war kein Quartier mit Verpflegung zu bekommen, folglich konnten nur wenige des Glücks theilhaftig werden, in ordentlichen Häuſern Unterhaltung zu finden, und nebenher die franzöſiſche Sprache ſpielend zu erlernen. Daher lebte der größte Theil der Gefangenen in ſogenannten Artels, wo mehrere zuſammentraten, und Einen unter ſich zum Wirthſchaftsführer wählten. Das blieb immer eine jämmerliche Exiſtenz; denn erſtens machten ſich die Bauern kein Gewiſſen, die Ruſſen auf dem Markte zu betrügen; zweytens war das Holz allzutheuer; drittens mußte man das nothwendigſte Küchengeräth anſchaffen; viertens zu rechter Zeit Vorräthe aufkaufen, wenn man nicht nachher doppelt bezahlen wollte. Wovon aber Vorrath kaufen, wenn man kaum den Biſſen aus der Hand in den Mund bezahlen konnte? Und geſetzt, wir wurden unvermuthet ausgewechſelt, wer hätte uns dann den Vorrath wieder abgenommen?

Hätte die Regierung uns Brot und Fleiſch gegeben, und die Einwohner verpflichtet, uns das

ſetzter mit Gemüſe zu kochen, ſo würde keiner gehungert und doch die Regierung ſelbſt dabey geſpart haben. Ja, wäre es nur erlaubt geweſen, offene Briefe nach Hauſe zu ſchicken, wie mancher Noth würde dieſe Erlaubniß, ohne alle Gefahr des Verraths, abgeholfen haben. Die Engländer und Spanier ſtanden mit den Franzoſen auf dieſem Fuße und keiner derſelben hat Noth gelitten, indeſſen wir zwar hundertmahl ſchrieben, allein nie eine Antwort oder Unterſtützung empfingen, aus der natürlichen Urſache, weil unſere Briefe nicht ankamen.

Uebrigens belief ſich die ganze Anzahl der gefangenen Officiere während des langen Krieges nur auf 260, worunter Ein General und wenigſtens 60 Civilperſonen (mit Officiers - Rang) größtentheils Gutsbeſitzer, die man, ohne zu wiſſen warum, aus dem Schooße ihrer Familien geriſſen und für Kriegsgefangene erklärt hatte.

Nun noch ein Wort von der Stadt Soiſſons, deren Bauart, mit wenigen Ausnahmen, in ganz Frankreich dieſelbe iſt. Soiſſons war vor alten Zeiten, unter Louis débonnaire, eine Reſidenz, und man ſieht noch die Ueberreſte des Schloſſes. Die ehemahligen Befeſtigungen der Stadt ſind jetzt mit ſehr ſchönen Bäumen beſetzt, und gewähren einen lieblichen, ſchattenreichen Spaziergang mit herrlicher Ausſicht. Der Fluß Aisne theilt die Stadt in zwey ungleiche Theile, der nach Laon zu gelegene iſt der kleinſte. Der ſchöne Strom ſchlängelt

ſich durch ein prächtiges Thal, und verliert ſich in den Gebirgen nach Compiegne zu. Soiſſons ſelbſt liegt in einem, von Weinbergen bekränzten Keſſel, aus welchem man in fünf lange, mit Dörfern und Schlöſſern beſäte, Thäler erblickt, die gleich Strahlen aus dem Keſſel auszugehen ſcheinen. Alle Chauſſeen ſind mit Bäumen beſetzt, vorzüglich die nach Laon zu, wo man 1½ Lieue weit zwiſchen einer ſechsfachen Reihe alter Bäume wandelt, auch hin und wieder auf Baumgruppen und zuletzt auf den Fluß ſtößt, an deſſen jenſeitigem Ufer ein allerliebſtes Schloß das point de vue macht. Ungefähr in der Mitte dieſer langen Allee iſt ein Platz mit Lauben umgeben, wo Sonntags die bourgeoisie tanzt. Der angenehmſte Spaziergang liegt auf dem Wege nach Compiegne und heißt bois de Plere. Schade, daß dieſes ſchöne Gehölz allzuſehr gereinigt iſt, wodurch viele Singvögel verſcheucht worden. — Eine beſonders ſchöne Lage hat auch das Schloß Vaubin auf der Staße nach Paris. Der Beſitzer desſelben iſt der bekannte Gelehrte Pougins, ein Mann von 60 Jahren, ſeit 40 Jahren blind, aber von dem lebhafteſten Geiſte, jetzt an einem allgemeinen Wörterbuch arbeitend und mit vielen Academien in Correſpondenz. Seine Gattinn iſt eine liebenswürdige Engländerinn. Die ganze Gegend ſpricht mit Achtung von dieſem edlen Paare. Mich lud er vorzugsweiſe zu ſich ein, da er meinem Vater kennt und achtet. Sein Studierzimmer war ganz

mit grünem Tuch ausgeſchlagen und er ſaß noch überdieß in einer Laube oder Hütte von grüner Pappe, wo er ſeinem Secretair dictirte.

Durch Lage, Bauart und Geſchmack der Anlagen zeichnete ſich auch beſonders das Schloß der Generalinn Dulolois aus, die aber, eine traurende Strohwitwe, in dem von ihr geſchaffenen Paradieſe umherwandelte, denn ihr Mann war bey der Armee. Sie iſt Eine der ſchönſten Frauen, die ich je geſehen habe. Unweit von da liegt das Kloſter St. Michel, in welches die unnatürlichen Kinder des Königs Louis débonnaire ihren Vater ſperrten. Man lieſt noch jetzt die eingekratzten Worte an der Wand ſeines Kerkers: „Ich bin ein unglücklicher König und Vater! meine eigenen Kinder haben mich hier eingekerkert!" Ob er ſie aber ſelbſt geſchrieben hat, wie man behauptet, das möchte ich nicht verbürgen. Jetzt iſt ein dummer, reicher Lederfabrikant Beſitzer dieſes Kloſters.

Die kleinen franzöſiſchen Städte haben gewöhnlich ſehr enge Straßen, im Durchſchnitt Häuſer von zwey Stockwerken, hoch aber nicht breit, mit einer häßlichen grauen Farbe angeſtrichen, die von Jahr zu Jahr dunkler wird. Die Bauſteine kann man ſägen und ſchneiden, ſie werden aber mit der Zeit immer härter. Im Erdgeſchoß ſind Buden. Wenige Häuſer haben mehr wie vier Fenſter nach der Straße, die meiſten nur drey, auch zwey. In Soiſſons enthielten viele Häuſer nur drey Zimmer,

Digitized by Google

unten die Küche, zugleich das Wohnzimmer bildend, oben das Schlafzimmer und unter dem Dache noch ein Stübchen zu vermiethen oder für die Bedienung. In jedem Zimmer iſt ein Kamin. Die Dielen ſind von Backſteinen, häufiger noch beſtehen ſie bloß in einer aufgeſchmierten Lehmmaſſe, die, wenn ſie trocken wird, beym Ausfegen den abſcheulichſten Staub verurſacht. In zwey Jahren iſt ſo eine Diele entweder ganz weggefegt, oder ſo ungleich, ſo tief gefurcht, daß man die Beine darauf brechen kann. Die Fenſter haben kleine ſchlechte Scheiben und Jalouſien. Die Decke iſt ſelten von Gyps, gewöhnlich ſchlecht geweißte Balken. Die Wände ſind mit buntem Papiere beklebt. Strohſtühle, unzierliche Tiſche, große, breite Bettſtellen, doch ohne Ohrkiſſen, das ſind die Möbeln alle. Sofa's findet man ſelten. Durch das niedrige Schlafen glauben die Franzoſen einen ſchönen Wuchs zu erhalten; gewiſſer iſt, daß ſie aus dieſer Urſache alle ſchnarchen, und, bey dem ewigen Andrang des Blutes nach dem Kopfe, beſtändig Kopfſchmerzen haben.

Die Kirchen ſind ſehr alte, majeſtätiſche Gebäude im gothiſchen Geſchmack. — An Markttagen füllt der ganze Marktplatz ſich mit Eſeln, und bey dieſer Gelegenheit muß ich des ſpeculativen Monſieur Defrance erwähnen, eines Tabakshändlers, der dicht am Markte wohnt, und ſeinen Hof für dieſe Tage an die Eſel vermiethet. Jeder Bauer gibt ihm den ſeinigen aufzuheben, um ruhig ſeine Waaren

herumtragen zu können. Dafür zahlt jeder zwey Sous, welches dem Herrn Defrance wöchentlich dreyhundert Sous einträgt, wogegen aber ſeine liebenswürdige, gebildete Tochter die Eſel hüthen muß.

## Zwölftes Capitel.

### Aufenthalt in Soiſſons.

Einen Monath lang wohnte ich mit dem Major Switſchin zuſammen bey dem Perückenmacher Anceri, und wir ſpeiſten aus einem Wirthshauſe, bis wir beſſer bekannt ſeyn würden, um uns wohlfeiler einzurichten. Das war für den Major weniger nothwendig, als für mich, der ich 25 Franken weniger einzunehmen hatte, und auch ſonſt ſchlechter equipirt war. Er hatte Gründe, dieſes Quartier nicht zu verlaſſen, ich aber mußte mir ein Haus ſuchen, wo man mich in die Koſt nähme. Anfangs ſchien es meine Beſtimmung, unter den Haarkräuslern von Soiſſons zu leben, denn ich fand nirgends Unterkommen, als bey den Perückenmacher Choſeler, bey dem es übrigens weit eleganter zuging, als bey Herrn Anceri. Seine geſchwätzige, muntere, witzige Frau machte die Honneurs des Hauſes recht anſtändig, und es gelang ihr nicht ſelten, den armen Gefangenen aufzuheitern. Das einzige Unangenehme war, daß die Geſellen mit bey Tiſche ſaßen, Burſche, die oft unter den Tiſch gehört hätten.

Für ein niedliches Zimmer nebſt Bettzeug (welches monathlich Einmahl gewechſelt wurde) und Beköſtigung zahlte ich monathlich 50 Franken, alſo meinen ganzen Gehalt; im Grunde doch ſehr wohlfeil. Die Art zu leben iſt, unter dieſer Claſſe, in ganz Frankreich folgende: Um 8 Uhr Morgens tritt der Bürger vor ſeine Hausthür, ſchreyt politiſche Neuigkeiten über die Straße hinüber, und verzehrt dabey ſein Frühſtück, beſtehend in Brod und Käſe, wozu jeder ſein Meſſer bey ſich führen muß. Dann heißt es à revoir! Jeder trinket in der Stube ſauren Wein, wird von der Frau ein wenig ausgezankt, und geht dann an die Arbeit. Daſſelbe Frühſtück wurde auch mir zu Theil, doch nicht auf meinem Zimmer, ſondern ich mußte herunter kommen, und Geſellſchaft leiſten. Um 1 Uhr ſpeiſt der ärmere Bürger zu Mittag, der reichere um 3 oder 4. Den ganzen Morgen über hat ein Topf am Feuer gekocht, deſſen Inhalt wird nun in eine Schüſſel gegoſſen: einige Pfund Fleiſch, ein Kohlkopf, ein Paar Zwiebeln, rothe Rüben, Peterſilie, kurz jede Gattung von Gemüſe, nur nicht Kartoffeln; dann wird alles, was einige Feſtigkeit hat, wieder herausgefiſcht, und auf eine zweyte Schüſſel gelegt. In die Brühe ſchneidet die Wirthinn Brot, und ſogleich erſchallt es im ganzen Hauſe: la soupe est trempée! Mit zwey Sprüngen flog ich die Treppe hinunter, aber meiner Corpulenz wegen nannte die ſpaß-

haſte Frau mich nur den oiseau de plomb, den bleyernen Vogel.

Die Suppe war nicht unkräftig, aber das ſieben Stunden lang gekochte Fleiſch hatte natürlich weder Saft noch Kraft, es wurde mit Löffeln und einer guten Senfbrühe gegeſſen. Das ſaure Getränk wage ich nicht, Wein zu nennen; meine Landsleute werden mich verſtehen, wenn ich ſie an ſchlechten, mit Waſſer verdünnten, Krohnsbeerenſaft erinnere. Die Franzoſen haben ganz Recht, bey jedem Glaſe dem Trinkenden Geſundheit anzuwünſchen, denn wer dabey geſund bleibt, hat es wohl nur dem chriſtlichen Wunſche zu verdanken.

Nach der zweyten Schüſſel ſchlichen die Geſellen träge davon, wir aber labten uns noch an dem über alle Maßen geſalzenen und gepfefferten Gemüſe, welches an Sonn- und Feyertagen noch durch ein Paar beſcheidene Würſtchen geziert wurde. Braten kam äußerſt ſelten auf den Tiſch, allein Deſſert fehlte nie, beſtehend in allen Gattungen von Früchten, welche die Jahreszeit lieferte, und die ſehr wohlfeil waren. Abends gab es einen Eyerkuchen und abermahls Früchte. Bey dieſen leichten Speiſen verdarb ein Deutſcher, oder gar ein Ruſſe, ſich nie den Magen, allein der Franzoſe bedarf nicht mehr.

Die geiſtige Nahrung iſt weit ſchlechter. Von Gaſtfreyheit hat der Franzoſe keinen Begriff. Wer ihn bey Tiſche trifft, dem biethet er einen Stuhl, aber ſonſt nichts, und ißt ruhig fort. Im Win-

ter bekommt der Fremde den erſten Platz am Kamin, wo die Naſenſpitze glüht, während der Rücken ſchaudert, und in der Ecke des Zimmers das Waſſer im Glaſe friert. Wer auf dieſe Weiſe einen Abend hindurch ſich die Hände gerieben hat, der ſagt am andern Tage: j'ai passé la soirée chez Monsieur un tel. Einige der Gefangenen genoſſen die Ehre, durch gedruckte Karten zum Präfecten eingeladen zu werden, pour y passer la soirée. Sie meinten, ſich da einmahl recht gütlich zu thun, und ſparten am Mittagsbrote, aber es ſchlug 10 und 11, ſie hatten gefroren, und mußten gehen. Selbſt die Reichſten geben nur bey außerordentlichen Familienvorfällen einmahl zu eſſen. Auf ihren ſogenannten Bällen ſchnarren zwey alte Geigen; iſt eine Trommel dabey, ſo iſt die Muſik vollſtändig. Sie haben nur Eine, aber eine ſchöne Quadrille, die mehr einem Ballet gleicht; in ganz Soiſſons verſtand nur Ein Paar ſie wirklich zu tanzen, aber Alle hüpften mit. Der Geiger commandirt zugleich laut die Touren.

Bisweilen wird auch am Kamin ein Pfänderſpiel geſpielt. Ein glimmendes Stückchen Holz geht von Hand zu Hand, wobey Jeder ſagt: mon petit bon homme vit encore; derjenige, bey dem der letzte Funke verlöſcht, gibt ein Pfand. Die Ruſſen haben ein ähnliches Spiel. Ein anderes iſt der Chevalier Cornard (Ritter Hahnrey), woran



Digitized by Google

jedoch die Männer ſelten Theil nehmen, weil ſie dergleichen auch im Spaß nicht lieben.

Für Muſik haben die Franzoſen im Allgemeinen wenig Sinn, daher man auch ſelten ein Klavier im Hauſe findet. In ganz Soiſſons waren deren nur ſechs, wovon noch die Hälfte zu Penſionsanſtalten gehörte. Daher ſind auch ihre Geſellſchaften um ſo viel langweiliger als bey uns, wo faſt alle junge Mädchen durch Geſang und Spiel erfreuen, oder wenigſtens einen Tanz klimpern, nach welchem die anweſende Jugend froh herum hüpft, während die Alten ſich beſprechen. Die Franzoſen hingegen lernen von Jugend auf im Kreiſe ſitzen und ſchwadronniren; darum ſind ſie auch eine ſo geſprächige Nation. Freylich, alte unterrichtete Franzoſen hört man gern ſchwatzen, aber die jetzige Revolutionsjugend — o weh!

Der franzöſiſche Bauer iſt mir dümmer vorgekommen, als der ruſſiſche, dabey unverſchämt und ſtinkend geitzig. Ein ruſſiſcher, Bauer, den man in ſeiner Wohnung beſucht, wann läßt er ſich jemahls ein Glas Milch bezahlen? Kein franzöſiſcher Bauer kann leſen oder gar ſchreiben. Selbſt im Bürgerſtande gilt es für eine ausgezeichnete Erziehung, wenn man von einem Mädchen ſagen kann: Elle écrit bien sa langue, (ſie ſchreibt ihre Sprache gut.) Auch die Lebensweiſe der Bauern iſt höchſt elend. Fleiſch eſſen ſie ſelten. Ihre Kleidung iſt ein Kittel von blauer Leinwand, hie und da mit Figuren von weißem Zwirn geziert. Ihre plumpen Holzſchuhe machen einen unerträglichen Lärm, be-

ſonders wenn ſie Billard ſpielen, denn ſie drängen ſich nicht ſelten mit bedeckten Häuptern in die Caffehhäuſer, ſchreyen ihren jargon, rauchen Fuſel, trinken Bier und ſpielen Mariage. Das iſt die groſſe Nation! — Unbeſchreiblich iſt der Schmutz, der in den Bauernhäuſern regiert. Um den Wein beneide man ſie nicht, ſie müſſen ihn ſauer verdienen, und er iſt fürwahr ſchlechter als der ruſſiſche Quaß. Wenn man alles das kennt, geſehen und geſchmeckt hat, ſo wird man noch mehr durch die unverſchämten Anſprüche empört, welche die franzöſiſchen Truppen in fremden Ländern machen.

Faſt zwey Monathe hatte ich bey dem Haarkräusler Choſelet zugebracht, als ich zufällig erfuhr, daß ein gewiſſer Doctor Letierce gleichfalls ein Zimmer nebſt Beköſtigung zu vermiethen geſonnen ſey. Das glaubte ich vorziehen zu müſſen, und hatte mich nicht geirrt. Ich fand in ihm einen äußerſt braven, rechtſchaffenen Mann, weit entfernt von aller franzöſiſchen Windbeuteley; in ſeiner Gattinn eine ſehr gebildete, lebhafte Frau, die für ſchön galt, weil ſie blond war. Hübſch konnte man ſie allerdings nennen; allein ihre Tochter, ein Mädchen von 15 Jahren, war doch weit hübſcher, dabey ſo herzlich, ſo unſchuldig, ſo offen, daß man jeden Gedanken in ihren Augen las, und gut erzogen, denn — elle écrivoit bien sa langue. Außerdem war da noch ein Sohn von 14 Jahren und eine wackere alte Großmutter. Freylich mußte ich hier 10 Fran-

ken mehr bezahlen, aber welche Vortheile für Geiſt und Herz!

Am 1. April 1813, in einer guten geſegneten Stunde, zog ich zu dieſen braven Leuten, ein Entſchluß, der mich vor Elend und Müßiggang bewahrt — den größten Theil meiner Gefangenſchaft in einen angenehmen, lehrreichen Aufenthalt verwandelt — mir Vater, Mutter, Bruder und Schweſter gegeben, und ein Band geknüpft hat, welches nur mit meinem Leben zerreißen wird! — Möchte jeder Unglückliche in meiner Lage einen Letierce finden!

Das Haus dieſes wackern Mannes ſtand, ſelbſt in dem leichſinnigen Soiſſons, in dem Rufe, daß man da lebe, wie v o r der Revolution, das heißt: Sittlichkeit, Anſtand und Ordnung herrſchten darin. Unentgeldlich beſuchte der Doctor die Kranken im Hôtel dieu noch vor dem Frühſtück. Wenn er von da heimkehrte, und die Kinder, ihn laut begrüßend, ihm entgegeneilten, ſo kam auch ich herunter, und erquickte mich an der gegenſeitigen Herzlichkeit. Der Hausvater hatte dann ſchon ſo viele Menſchen geſehen und geſprochen, daß er uns die Neuigkeiten des Tages mittheilen konnte. Nach dem Frühſtück ritt er zu den Kranken in den umliegenden Gegenden, wo er eine ſehr ausgebreitete Praxis hatte. Gegen 3 Uhr kam er zurück. Während dem unterrichtete ich die beyden Kinder in der deutſchen Sprache, Arithmetik, Geographie und im Zeich-

nen, wogegen die Tochter mich in ihrer Mutterſpra-che vervollkommte, indem ſie mir dictirte, mich über-ſetzen ließ, und analyſirte.

Die Mutter war indeſſen mit der Küche beſchäftigt, welche, wie ſchon erwähnt, in Frankreich einen Theil des Wohnzimmers ausmacht. Allein dieß Geſchäft war gewöhnlich bald abgethan, und dann ſetzte ſie ſich mit ihrer Arbeit zu uns, und nahm, lobend oder tadelnd, Theil am Unterricht, je nachdem die Kinder fleißig oder Nachläſſig geweſen waren. Mich verſchonte ſie eben ſo wenig, wenn die Reihe zu ler-nen an mich kam. Ueberhaupt wurde mir jeder Sprachfehler von der ganzen Familie aufgemußt, und ich mußte das Wort ſo lange nachſprechen, bis ich es richtig gefaßt hatte. Kaum waren auf dieſe Weiſe einige Wochen vergangen, als ich ſchon ganz zur Familie gehörte, die alle ihre Leiden und Freu-den mit mir theilte, und kein Geheimniß vor mir hatte; welches Zutrauen ich denn auch eben ſo herz-lich erwiederte.

Gegen 3 Uhr ſah die Mutter ſchon oft durch das Fenſter nach ihrem Gatten aus, und dann hieß es: „Kinder! es iſt 3 Uhr, der Vater wird bald kom-men, der Tiſch muß gedeckt werden.“ Dann wur-den Bücher und Cahiers ſchnell bey Seite gewor-fen, und Jeder half beym Tiſchdecken. Ließ Pfer-degetrappel ſich vernehmen, ſo liefen Alle zur Pforte, mit dem Geſchrey: Papa! Papa! und beneidet wurde von den übrigen, wer den erſten freundlichen Gruß

Digitized by Google

erhaſchte. Dann folgte die frugale, doch kräftige Mahlzeit, und der Wein war nicht ſauer. Der Vater erzählte, was ihm begegnet, und wir erzählten, was wir getrieben, und ernteten, je nachdem wir es verdient, Lob oder Tadel ein; der letztere wurde jedoch ſtets auf die liebevollſte Weiſe ausgedrückt.

Nach Tiſche ging es in den kleinen Garten, wo wir ſämmtlich Krieg gegen die Raupen und das Unkraut führten. Nach einer guten Stunde ſetzten ſich die Damen an ihre Handarbeit, ich las ihnen vor, oder zeichnete u. dergl. Herr Letierce beſuchte indeſſen abermahls die Kranken in der Stadt, und kam Punct ſechs Uhr nach Hauſe. War es nicht mehr zu heiß, ſo gingen wir vor das Thor ſpazieren, wo in ſolcher Geſellſchaft die herrlichen Gegenden verdoppelten Reitz gewannen. Auf dieſen Spaziergängen beſuchten wir oft den armen blinden Pougins, deſſen Arzt Letierce war, und der uns jederzeit mit Liebe aufnahm. Oft gingen wir auch durch Dörfer, in welchen manche Einwohner unſerm Hausvater das Leben verdankten, und ſich haſtig herzu drängten, ſobald ſeine Gegenwart ruchtbar wurde. Schnell bildeten Alt und Jung einen Kreis um uns, jeder ſchüttelte treuherzig die Hand ſeines Wohlthäters, der ſich nach ihrem Befinden erkundigte, heilſame Vorſchriften gab, mitunter ſcherzte, politiſche Neuigkeiten erzählte, auch daß es mit den Ruſſen (indem er auf mich deutete) ſich ganz gut leben laſſe. Sie wollten aber nie glauben, daß ich ein Ruſſe ſey,

Digitized by Google

denn die in Soiſſons trugen Schnurbärte und kleine grüne Mützen. Es wurden uns allerley Erfriſchungen aufgedrungen, und beym Weggehen brachten hübſche Bauernmädchen uns gewöhnlich noch ſo viele Blumen, daß unſere Zimmer in der Stadt wie Treibhäuſer ausſahen. Dieſe täglichen Spaziergänge ſtellten wir nach verſchiedenen Richtungen an, ſo daß wir ungefähr am ſechsten Tage wieder auf die erſte Stelle kamen. Das hatten ſich die Landleute gemerkt, und waren nicht ſelten empfindlich, wenn durch irgend ein Hinderniß wir uns einige Tage verſpätet hatten.

Gegen 9 Uhr pflegten wir nach Hauſe zu kommen. Während dem hatte die Großmutter den Tiſch gedeckt, und die ſchönſten Spargel kochten ſchon am Camin. Hungrig ruhten wir im Garten, bis der willkommene Ruf erſcholl: à table, mes enfans! Die Mahlzeit beſtand Abends nur aus Gemüſe. Nach dem Eſſen ſaßen wir noch oft bis 11 Uhr im Garten, und die Damen erlaubten mir, eine Pfeiſe Tabak zu rauchen (in Frankreich eine große Vergünſtigung), doch unter der Bedingung, daß ich die düngende Aſche jedesmahl an der Wurzel eines Baumes ausklopfen mußte.

So glücklich habe ich 8 Monathe verlebt! Freylich vernachläſſigte ich darüber meine Cameraden, die weniger vielleicht mit dem Mangel, als mit der Langeweile zu kämpfen hatten. Doch gab es auch ſehr gebildete Leute unter ihnen, zum Beyſpiel den,

Digitized by Google

durch Herz und Geiſt ſehr ausgezeichneten, biedern General Tutſchkoff, meine Freunde Switſchin und Hüne, den braven Baron Hahn, den Oberſten Mengden, den Fürſten Putätin. Jeden Nachmittag beſuchten mich meine lieben Freunde, Doctor Kühne und Haberland, um ſich durch meinen Unterricht mehr Fertigkeit im Ruſſiſchen zu erwerben. Mit dieſen Allen blieb ich ſtets in traulichen Verhältniſſen; ſie nahmen es mir nicht übel, wenn ſie mich bisweilen eine Woche lang nicht ſahen, und neckten mich bloß gutmüthig.

Leider konnte ja auch die Unterhaltung der Gefangenen nicht anziehend ſeyn, denn ſie drehte ſich ewig um das Unglück der unterbrochenen militäriſchen Laufbahn. „Der und der“ hieß es, „iſt Oberſter oder gar General geworden! ich war ſchon Major, als er nur noch Fähndrich war! Der und der hat einen Orden bekommen; wäre ich nicht gefangen worden, den müßte ich nun wohl auch ſchon haben“ u. ſ. w.

Doch nicht bloß um ſolche Litaneyen ſeltener zu hören, blieb ich weg, ſondern auch um zu keiner Ausgabe verleitet zu werden, da mein Koſtgeld ohnehin meinen ganzen Gehalt überſtieg, und ich lieber trocken Brod gegeſſen hätte, als meinem biedern Wirthe einen Heller ſchuldig geblieben wäre. Der edle Mann begehrte zwar, ſchon beym Anfang des zweyten Monaths, ich ſolle ihm nur zahlen, ſo viel ich entbehren könne, und den Reſt bis auf beſſere

Zeiten ihm ſchuldig bleiben; aber eben dieſe zarte Schonung machte mich noch pünctlicher.

Unmöglich kann ich alle die Liebe und Güte erzählen, mit welchen ich in dieſer Familie überhäuft wurde. Nur noch ein Paar Züge, die allzulebendig vor meinem dankbaren Herzen ſtehen.

Eines Morgens wurde ich ſchon früh um 4 Uhr geweckt. Ich ſchlug erſtaunt die Augen auf. Herr Letierce ſtand vor mir, umarmte mich, und wünſchte mir Glück zu meinem Geburtstage. Den hatten ſie mir ſchon einige Wochen früher in einem gleichgültigen Geſpräche abgelockt, und nicht vergeſſen. Ich mußte ſogleich herunter kommen, fand alles im Hauſe ſchon angekleidet, und Jeder präſentirte mir, nach franzöſiſcher Sitte, einen Blumenſtrauß. Da ich ſeit meinem ſiebenten Jahre nicht das Glück genoſſen, im Hauſe meiner Aeltern zu leben, ſo war eine ſolche Aufmerkſamkeit mir fremd, obgleich ich wohl bisweilen zur Ueberraſchung Anderer mein Scherflein beygetragen habe. Thränen waren mein erſter ſtummer Dank. Alle ſchwiegen gerührt. Der Tiſch zum Frühſtück war gedeckt; in der Mitte prangte eine große Torte mit meinem Nahmenszuge, mit Blumen überſchüttet.]

Als Letierce ſah, daß ich noch immer nicht reden konnte, hub er freundlich an: „Lieber Kotzebue, es freut mich, daß die Ueberraſchung uns gelungen. Keinen Dank weiter. In einer Lage würden Sie

daſſelbe für uns thun. Jetzt kein Wort mehr davon. Die Uhr iſt halb 5, es wird ein ſchöner Tag werden, und wir müſſen ihn ganz genießen. Darum hab' ich ſchon geſtern beym Commandanten die Erlaubniß ausgewirkt, daß Sie heute mit uns nach Compiegne fahren dürfen. Der Wagen ſteht ſchon vor der Thür, allons, Kinder, nehmt Eure Hüte."

Alles lief nun froh durcheinander. Meine Torte wurde mit in den Speiſekorb gepackt; es hatte noch nicht 5 geſchlagen, als wir ſchon zum Thore hinaus waren, und tauſendſtimmiger Vogelgeſang in dem ſchönen bois de Piexe uns begrüßte. — O glücklicher Tag! ſeitdem ich dich erlebt, iſt mein Geburtstag mir unvergeßlich!

Wir ſitzen Alle auf einem langen Wagen mit drey Bänken, auf der erſten Letierce und ich (wir kutſchten wechſelsweiſe), auf der zweyten Mutter und Tochter, auf der dritten der Sohn mit Einem ſeiner Schulfreunde. Das herrlichſte Wetter begünſtigte uns. Es wurde geſungen, gelacht, geſcherzt und auf halbem Wege gefrühſtückt. Die ſchöne Chauſſee führte uns durch die reitzendſten Gegenden längs der Aisne, 9 Lieues bis nach Compiegne, wo wir ſchon um 10 Uhr anlangten. Im Wirthshauſe zur goldenen Kugel, nahe am Schloſſe, beſtellten wir uns ein Mittagseſſen, und eilten nun, Schloß und Garten zu beſehen.

Die Stadt iſt niedlich und wird vom Aisnefluß getheilt, an dem ſehr ſchöne Spaziergänge hinlau-

ſen. Buonaparte kam ſelten dahin, trotz der herrlichen Jagdreviere, weil es doch etwas zu weit von Paris liegt; die Kaiſerinn hingegen brachte jährlich einige Monathe in Compiegne zu. Das Schloß iſt prächtig, der ſchöne Garten verliert ſich in einen Wald. Ein mit Sand beſtreuter, mit eiſernen Gittern zu beyden Seiten eingehegter und mit Acacien bedeckter Gang, iſt eine halbe Meile lang, damit die Kaiſerinn ſtets im Schatten und auf trockenem Boden reiten oder fahren kann. Dieſen ſchnurgeraden, überwölbten Gang bis zu einem lichten Puncte ins Unendliche hinab zu ſchauen, gewährt einen einzigen Anblick. Auch in der Mitte des Gartens genießt man einer herrlichen Ausſicht auf eine unabſehbare grüne Ebne mit einem Waſſerſpiegel; ſie ſtößt an einen Wald bekränzten Berg, ein breiter Durchhau vergönnt dem Auge bis ins Unendliche zu ſchweifen. Ein coloſſales Kreuz von Marmor ſcheint an den Himmel zu reichen. Wendet man auf demſelben Platze ſich um, ſo ſtellt die Façade des Schloſſes, zu welcher eine Menge mit Statüen und Orangenbäumen verzierte Terraſſen führen, einen prächtigen Anblick dar. Ich entwarf eine Zeichnung davon, die ich, zum Andenken dieſes frohen Tages, den wackern Letierce ſchenkte. Für ein Trinkgeld ſahen wir auch das Innere eines Pavillons der Kaiſerinn, den ein Arbeitstiſch für Damen zierte. Die Trinkgelder ſind eigentlich ſtreng verbothen, aber —! mit Hülfe derſelben ſprangen alle Thüren des Schloſſes

Digitized by Google

auf, wo ſchöne Gemählde und geſchmackvolle Möbeln uns ergetzten. Ueber vielen kleinen Thüren laſen wir links und rechts: Duc de Vicence, Duc de Neufchatel u. ſ. w. Es waren kleine Behältniſſe, welche dieſe Ducs bey Anweſenheit des Hofes zu bewohnen die Ehre hatten.

Erquickt durch ein fröhliches Mittagsmahl in der boule d'or, traten wir um 4 Uhr unſern Rückweg an, legten denſelben zur Hälfte ſehr munter zurück, entſchlummerten dann nach und nach ſämmtlich, und erwachten nicht eher, als bis das dumpfe Geraſſel im Thore von Soiſſons uns erweckte. Die gute Großmama wartete ſchon mit dem Abendeſſen, und dann gingen wir Alle ſehr vergnügt zur Ruhe. Mit unauslöſchlichen Zügen hat die an dieſem Tage mir bewieſene Liebe ſich in mein Herz gegraben!

## Dreyzehntes Capitel.

### Fortſetzung. Fahrt nach Paris.

Napoleons Geburtstag, den 15. Auguſt, ſollte in Paris mit vielem Pomp gefeyert werden. Herr Letierce empfing eine Einladung von ſeinem Schwager, Herrn Bertholle in Paris, der ihm ſein Haus anboth. Ohne mir ein Wort zu ſagen, Herr Letierce abermahls beym Commandanten mir die Erlaubniß auswirken, mit nach Paris zu fahren, er-

hielt zwar dieſe nicht, aber doch die Verſicherung, daß er es beym Appell nicht ſo genau nehmen wolle, wenn ich nur nicht länger als 5 Tage wegbliebe. Länger konnte auch Letierce ſich nicht entfernen, und alſo verdankte ich ihm auch dieſes Vergnügen. Wir fuhren mit der Diligence, ich unter dem Nahmen Dülon, Kaufmann aus Mainz, damit meine fremde Ausſprache Niemanden auffallen möchte.

Einer unſerer Reiſegefährten ſchimpfte gewaltig auf die Ruſſen, und tadelte Buonaparte's Großmuth, daß er ihnen einen Waffenſtillſtand zugeſtanden, weil nun die Franzoſen wieder in einer ſchlechten Jahreszeit in Petersburg einrücken müßten. Herr Letierce ſtellte ſich, als ſtimme er bey, erwähnte aber doch, daß die Einwohner von Soiſſons mit dem Betragen der ruſſiſchen Kriegsgefangenen ſehr zufrieden wären.

Ueber Villers-Cotterets und Nanteuil kamen wir am 14. Auguſt Abends 8 Uhr nach Paris, und begaben uns ſogleich zu Monſieur Bertholle nach der Rue notre dame des champs. Alt und Jung empfing die lang entbehrten Verwandten haſtig und fröhlich. Ich wurde als ein Hausfreund vorgeſtellt, und auch ſo empfangen. Bertholle, ein ſchon bejahrter, allein ſehr froher Mann, beſitzt eine eben ſo muntere Gattinn, zwey ſchöne Töchter und einen Sohn, iſt reich, hat ein ſchönes, prächtig möblirtes Haus, einen herrlichen Garten, läßt ſich nichts abgehen, hat aber aus Grundſätzen we-

Digitized by Google

nig Umgang. Mein wahrer Nahme wurde der liebenswürdigen Familie bekannt gemacht, doch mußte jeder mich Monſieur Dülon nennen.

Am andern Morgen wanderten wir ſämmtlich nach den Tuilerien, wo eine ungeheuere Menge Volks verſammelt war. Es hieß, die Kaiſerinn würde zur Meſſe nach notre dame fahren. Alles drängte ſich zum Schloßhof, um ſie zu ſehen, und wo möglich in ihren Augen zu leſen, was bey der Armee vorginge, denn die Zeitungen ſchwiegen, und einige behaupteten ſogar, die Ruſſen hätten den Waffenſtillſtand gebrochen. Sie erſchien endlich, doch traurig und niedergeſchlagen, und beantwortete das Freudengeſchrey nur mit geringem Kopfnicken. Das machte einen ſchlimmen Eindruck auf das Volk; man argwöhnte, es müſſe nicht zum Beſten ſtehen. Alles drängte ſich nach dem Garten, und vergaß die betrübte Kaiſerinn über den kleinen König von Rom, der in einem Wagen mit zwey Ziegen beſpannt auf der Terraſſe ſpazieren fuhr, und dem Volke Kußhändchen zuwarf. Sein kleiner Adjutant lief in Huſarenuniform hinterdrein. Der König iſt ein ſchöner, blondgelockter Junge mit einem Paar großen blauen Augen.

Schnell wurde jedoch das bewegliche Volk von ihm hinweggelockt, denn auf den champs élysées erhob ſich ein Luftballon, in dem wir zu unſerm Erſtaunen ein kleines Kind, ſchön wie ein Engel, erblickten, das aber entſetzlich ſchrie, denn obgleich der

Ballon am Stricke geführt wurde, ſo ſchaukelte doch der ſtarke Wind ihn ſehr unſanft hin und her. Der Vater des Kindes zog ihn oft zur Erde, und tröſtete den armen Kleinen, ſobald aber der Ballon wieder etwas ſtieg, hub auch das Geſchrey wieder an, denn eben weil er am Strick gehalten wurde, warf der Sturm ihn gräßlich hin und her. Das Kind konnte zwar nicht herausfallen, aber es ſtand Todesangſt aus, und das Volk ſchrie: „herunter mit dem Kinde! Der unnatürliche Vater mag ſelbſt hineinſteigen!“ Das geſchah aber nicht, und eine ſtarke Wache verhinderte das Volk, ſeinen Spruch geltend zu machen.

Der Mann wollte eigentlich den Ballon am Stricke bis zu dem Balcon der Kaiſerinn führen, wo das Kind ihr ein Gedicht überreichen ſollte. Um das zu bewerkſtelligen, mußte er über den Revolutionsplatz und ſo weiter in die Tuilerien. Da bekam nun der Wind immer mehr Spielraum, und es war ſchrecklich, wie er mit dem Ballon wirthſchaftete. Das arme, faſt ohnmächtige Kind ſtreckte ſeine kleinen Händchen nach den Zuſchauern aus, ſeine Stimme konnte man nicht mehr hören. Ich war ſo erbittert, daß ich den armen Vater hätte erdroſſeln mögen. Viele Andere theilten dieß Gefühl, manche lachten aber auch. Der elende Menſch wurde für ſeine grauſame Speculation beſtraft, denn nachdem er in den Tuilerien lang vergebens gewartet, erſchien ein Hofbedienter, und meldete: die Kaiſerinn ſey

ſchleunigſt nach St. Cloud abgereiſt. Da ſtand er und murrte; das Volk aber noch mehr, denn, hieß es: qui présidera donc à la joute? (wer wird denn beym Wettkampf den Vorſitz führen?) Das, meinte man, ſey das erſte Mahl, daß ſie ausbliebe; man nannte es eine Zurückſetzung des Volkes, die Politiker aber muthmaßten eine verlorne Schlacht.

Die Ufer der Seine waren mit Menſchen beſät, an dem einen Ufer Zelte aufgeſchlagen, worunter ein prächtiges für die Kaiſerinn. Für manchen harten Thaler, und gegen Empfang manches Ribbenſtoßes hatten wir Plätze, dieſem Zelte gerade gegenüber, erobert. Nach einer guten Stunde, die wir an dem heißen Tage verſchwitzten, langten endlich mehrere Wagen mit 6 Pferden an, das Volk ſchrie: Vive l'imperatrice! allein ſie war nicht dabey. Hingegen ſpieen die Wagen viele galante Damen und Herren mit Ordensbändern aus. Ein Trompetenſtoß! es erſchienen links und rechts mehrere Böte, die Matroſen der einen Partey roth, die der andern blau gekleidet. An der Spitze jedes Bootes ſtand Einer in weißer Jacke mit einer Binde von der Farbe ſeiner Partey und einer langen Stange, die am Ende mit einem großen Knopf, ich glaube von Leder, verſehen war. Wenn nun die Böte einander nahe genug waren, ſo mußte jeder, bey Trompetenſchall, ſeinen Gegner mit dem Knopfe zu faſſen, und über Bord zu werfen ſuchen. Wem das

gelang, der war Sieger, und wurde applaudirt, der im Waſſer Zappelnde hingegen ausgelacht.

Das war nun das ganze berühmte Spiel, bey welchem auch ſogar das Intereſſe wegfiel, welches allenfalls eine wechſelſeitige Geſchicklichkeit und Anſtrengung hätte einflößen können, denn die rothen Gegner mußten immer fallen, weil man darunter die Engländer verſtand. Darum ſchrien ſie auch beſtändig: l'Anglois est tombé!

Weit unterhaltender war für mich unſer fröhliches Mahl in zahlreicher Geſellſchaft, im Garten unter ſchattigen Bäumen. Abends gingen wir, die Illumination zu beſchauen, die ſich auf dem pont royal, und in den champs élysées beſonders ſchön ausnahm, doch mit denen in Petersburg nicht zu vergleichen.

Während meines dießmahligen Aufenthalts in Paris beſuchte ich das berühmte Hôtel des invalides, wo mir Alles ſehr wohl gefallen hat, die ruſſiſchen Fahnen ausgenommen, welche Buonaparte 1807 in Warſchau verfertigen ließ, um ſie als Trophäen nach Paris zu ſchicken. Auf dem Hofe (eine Art von Garten, in dem die Invaliden luſtwandeln) ſah ich Einen, der beyde Füße und beyde Arme verloren hatte, deſſen Rumpf in einem kleinen Wagen lag, der von ſeiner Frau gezogen wurde. Dieſe hatte den Strick an ihren Arm befeſtigt, trug ein Strickzeug in der Hand, und ſchritt ſehr gleichgültig einher, ohne ſich darum zu bekümmern, ob der

Wagen gemächlich oder ungemächlich rolle, und ohne die mitleidigen Aeußerungen der Vorübergehenden zu achten.

Nachdem wir fünf Tage, theils verſchwärmt, theils in ſtillen häuslichen Freuden verlebt hatten, ſchieden wir mit ſchweren Herzem. Der wackere Herr Bertholle machte mir ſehr freundſchaftlich zur Pflicht, jedesmahl bey ihm einzukehren, wenn ich nach Paris käme.

In unſerm kleinen Soiſſons ging nun Alles wieder ſeinen ſtillen Gang, wie zuvor, und mein Herz kettete ſich immer feſter an dieſe vortreffliche Familie. Der Waffenſtillſtand und das Gerücht eines baldigen Friedens erfüllten jetzt die Herzen meiner Unglücksgefährten mit frohen Hoffnungen; als aber der Krieg wieder ausbrach, ſank Allen der Muth, und Viele waren der Verzweiflung nahe. Fünfe derſelben, unter welchen mein Freund Hüne, machten den Entwurf zu entfliehen, und führten ihn auch aus. Als Bauern verkleidet verließen ſie einzeln die Stadt, und nahmen den Weg über Lille nach Dünkirchen, um die Küſte von Flandern zu erreichen, wo ſie ein Boot zu finden und nach England überzuſchiffen hofften. Am Tage ſchliefen ſie, bey Nacht marſchirten ſie. Beydes war ſehr ſchwierig, weil Flandern ein flaches Land iſt, wo man kaum ein Gebüſch findet, um ſich zu verbergen, und weil ſie die Wege nicht wußten. Folglich mußten ſie immer fragen, das erregte Aufſehen. Doch

kamen ſie glücklich bis hinter Lille, hatten alſo drey Viertel des Weges, mit Hunger und Durſt kämpfend, wirklich zurückgelegt, als ſie plötzlich in einer Nacht auf Gensd'armen ſtießen, von welchen ſie arretirt wurden. Man ſchleppte ſie aus einem Kerker in den andern bis nach Soiſſons zurück, aber auch da warf man ſie ins Gefängniß, und nur auf unſer Aller Fürbitte ſperrte man ſie wenigſtens nicht zu den gemeinen Verbrechern. Ich war Einer von den wenigen, welche Erlaubniß erhielten, ſie zu beſuchen. Welch ein ſchrecklicher Anblick! Kaum erkannte ich ſie in den Bauerkleidern mit wild verwachſenen Haaren. Wir erleichterten ihr Schickſal ſo viel wir konnten; die Franzoſen hatten kein Erbarmen. Nur Herr Letierçe ſchickte durch mich manchen Braten, manche Flaſche Branntwein. Endlich kam der Befehl, ſie nach Chateau Bouillon zu transportiren, wo ſie, bis zum Einrücken der Alliirten in Frankreich, im größten Elende ſchmachteten, nachher aber doch, bey einem Transporte, glücklich zur ruſſiſchen Armee entwiſchten.

Daß auch wir Uebrigen ſeit dieſem Verſuch weit ſtrenger behandelt wurden, war natürlich. Statt daß der Commandant ſonſt nur wöchentlich ein Mahl den Appell veranſtaltete, ſo geſchah es nun täglich zwey Mahl, und vergebens ſchmeichelten wir uns eine Zeitlag mit der Hoffnung, gegen die mit dem General St. Cyr gefangenen Franzoſen ausgewechſelt zu werden. Es kam vielmehr, am

Ende des Monaths November, der Befehl, unſer Depot nach Dreux, 20 Meilen hinter Paris, zu verlegen. Viele freuten ſich, mir war es ein Donnerſchlag.

Obgleich die Franzoſen die Schlacht bey Leipzig ſehr verheimlichten, oder als einen Sieg ausposaunten, ſo deuteten doch alle Anſtalten in den Departements, und ſelbſt Buonaparte's plötzliche Ankunft in Paris, darauf hin, daß alle Tedeum's in den Wind geſungen wurden. Bey ſolchen Gelegenheiten äußert ſich die Volksmeinung am unverhohlenſten, und ich habe ſchwerlich ſo viele Haare auf dem Kopfe, als jetzt Schmähungen an Einem Tage gegen Napoleon ausgeſtoßen wurden. Doch hätte ich keinem Fremden rathen wollen, mit einzuſtimmen. Das iſt löblich. Kein Kaufmann, kein Bürger, kein Landmann war für ihn geſtimmt; alſo gewiß drey Viertheile der Nation. Nur ein alter Doctor Dieu lebte in Soiſſons, vor Zeiten ein eifriger Royaliſt, dann ein Jacobiner, jetzt ein wüthender Anhänger Napoleons. Er ſoll ein guter Arzt ſeyn, aber die Einwohner mochten nicht gern mit ihm zu thun haben.

Mit dem Tage unſerer Abreiſe erloſch mein Glück in Frankreich. Wie wäre ich fähig den Abſchied zu ſchildern! Schon mehrere Tage zuvor ſtockten alle unſere kleinen Beſchäftigungen und Freuden. Der letzte Abend am Camin preßte unſere Herzen gewaltſam. Eine ſchauerliche Stille, nur von Seuf-

zern unterbrochen oder von dem Novembersturm, der draußen heulte. Die Stunde schlug — ich hatte nur Thränen — ich habe auch jetzt nur Thränen!

Der General Tutſchkoff, Herr von Hahn und ich hatten drey Plätze in der Diligence gemiethet, um über Paris nach Dreux zu gehen, obgleich die übrigen Gefangenen über St. Denis, Paris, vorbeygeführt wurden. Meine Gefährten hatten die Güte, mich um 5 Uhr Morgens abzuhohlen. Herr Letierce war ſchon bey mir. Er hatte mir ſelbſt in aller Stille Caffeh gekocht. Die Damen ſchliefen noch. Er begleitete mich bis zum Wagen. Als er die Hausthür verſchloß, war es mir, als ob der Himmel mir auf ewig verſchloſſen würde! —

## Vierzehntes Capitel.

### Abreiſe nach Dreux. Gefangenſchaft in St. Malo. Befreyung.

Raſch und dumpf rollte der Wagen durch das Thor. Ich ſah mich noch oft nach dem geliebten Städtchen um, bis es aus unſern Augen verſchwand. Alle die Plätze, die wir auf unſern Spaziergängen beſucht hatten, und an welchen ich jetzt ſcheidend vorüberfuhr, erweckten in mir die wehmüthigſten Erinnerungen. Um dieſen ungeſtört nachzuhängen, that ich den ganzen Weg über, als ob ich ſchlief.

In Paris war Herr Bertholle ſo gütig, nicht allein mich, ſondern auch den General Tutſchkoff gaſtfreundlich bey ſich aufzunehmen, welches uns den Vortheil brachte, zwey Tage in Paris bleiben zu dürfen; meinem General um ſo erwünſchter, da er die große Babel noch nicht geſehen hatte.

Der flüchtige Napoleon war angekommen, und wurde täglich durch Spottſchriften begrüßt, die, trotz aller Wachen, ſogar an die Wände der Tuilerien geklebt wurden. Eben damahls jagte er das Corps legislatif aus einander, wodurch er die Zahl ſeiner Sklaven, aber nicht die ſeiner Freunde vermehrte.

Von Paris fuhren wir nach Verſailles, beſahen auch groß und klein Trianon. Letzteres war für den König von Rom eingerichtet; alle Möbeln ſtellten römiſche Ruinen dar. In dem ſchönen, aber ziemlich verödeten Verſailles wohnten wir in einem Wirthshauſe, welches vormahls der Geliebten Ludwig des Vierzehnten, der Duchesse de la Vallière, zugehört hatte. Der Wirth war mit Leib und Seele Royaliſt.

Die ſeltſame Diligence nach Dreux läuft nur auf zwey Rädern, wird nur von drey Pferden gezogen, und doch ſitzen acht Perſonen darin. Glücklicherweiſe hatten wir nur 15 Lieues zurück zu legen, erreichten Dreux alſo noch an demſelben Tage. Unſere Cameraden waren ſchon Tages zuvor angelangt, und ſchienen mit dieſem Aufenthalt zufriedener, als mit

dem in Soiſſons, obgleich die Stadt kleiner und häßlicher iſt. In der That bewieſen die Einwohner ſich menſchenfreundlicher, und mehrere Gefangene wurden unentgeldlich logirt und geſpeiſt. Bey dem sous-prefet und in mehrern guten Häuſern wurden wir freundſchaftlich aufgenommen, nur unſern guten Commandanten von Soiſſons, den Capitain Claſſy, vermißten wir ſchmerzlich; denn hier quälte uns Monſieur Otton, ein einäugiger parveuu, deſſen Freundſchaft nur durch Schnaps auf einige Stunden gewonnen werden konnte. Zum Glück ſtand er unter dem Präfecten, konnte alſo nur in Kleinigkeiten uns ſchikaniren.

So erlebten wir ziemlich ruhig in Dreux das neue Jahr 1814, und nun verbreitete ſich die Nachricht, die Allirten ſeyen über den Rhein gegangen und marſchirten gegen Paris. Letierce meldete mir, daß Soiſſons in aller Eile befeſtigt werde, daß der Feind nicht weit mehr entfernt, und er in der peinlichſten Lage ſey; zugleich bath er um einen Schutzbrief vom General Tutſchkoff, im Fall die Ruſſen die Stadt ſtürmen ſollten. Dieſelbe Bitte ließen mehrere, dem General bekannte Einwohner von Soiſſons an ihn gelangen, und er gewährte ſie mit Freuden. Aber wie ſollten dieſe Papiere, ohne Gefahr erbrochen zu werden, an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen? Wurde die Sache entdeckt, ſo konnte ſie ſowohl für den General als für jene Einwohner ſchlimme Folgen haben. Ich hatte eine ſchlaf-

Digitized by Google

loſe Nacht, und, ſo oft ich das Auge ſchloß, ſah ich meine Wohlthäter plündern und beſchimpfen. Mit dem frühſten Morgen eilte ich wieder zum General, und, da er durchaus der Poſt ſeine Briefe nicht anvertrauen wollte, ſo beſchloß ich raſch, bey dieſer Gelegenheit meine Dankbarkeit zu beweiſen, und ſelbſt, mit Gefahr meiner Freyheit, dem edlen Letierce den Schutzbrief zu überbringen. Ich habe es ſchwer büßen müſſen, aber ich habe es doch nie bereut, und ſelbſt im Kerker büßend fühlte ich mich ſehr glücklich, als ich erfuhr, daß meinen Wohlthätern durch jenen Brief Ehre und Vermögen gerettet worden, während die ganze Stadt geplündert wurde. Mein Leben wäre um dieſen Preis mir feil geweſen.

Ich nahm die Diligence, beſuchte in Paris einen Augenblick Herrn Berthollet, und überraſchte die ganze Letierceiſche Familie Abends 9 Uhr bey Tiſche. Die Freude war gränzenlos, aber auch die Sorge um mich. Sie verwünſchten alle Schutzbriefe, meine Gefahr machte ſie die ihrige vergeſſen. Ich ſuchte ſie durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß der General in Dreux für mich haften wolle, und daß man nur wöchentlich einmahl dort zum Appell berufen werde, mir folglich ſechs Tage Zeit übrig blieben.

O wie glücklich war ich nun wieder im Kreiſe dieſer herzlichen Menſchen! mit welchen Gefühlen betrat ich mein Zimmer wieder, in welchem noch jeder

Stuhl auf der alten Stelle ſtand! ja, es muß heraus — warum ſollte ich mich deſſen ſchämen? — ich habe mich königlich gefreut, als ich meinen alten Stiefelknecht wieder ſah! — Niemand wußte, daß ich fünf glückliche Tage in Soiſſons zubrachte; denn ich verſteckte mich, wenn Jemand in's Haus kam. Indeſſen zog ſich aber in Dreux ein Ungewitter zuſammen.

Das angenehme Verhältniß, in welchen die Gefangenen dort mit den franzöſiſchen Behörden ſtanden, wurde durch einen unglücklichen Vorfall zerſtört, der auch die Haupturſache meiner nachmahligen Leiden wurde. Die Gefangenen ſollten nähmlich Abends 9 Uhr in ihren Quartieren ſeyn; diejenigen aber, die etwa ſolche Häuſer beſuchten, wo ſie ſo früh ſich nicht entfernen konnten, ſollten Billets erhalten, bey deren Vorzeigung die Patrouille angewieſen war, ſie zu jeder Stunde paſſiren zu laſſen. Indeſſen hatte man die Austheilung ſolcher Billets von einem Tage zum andern verſchoben, weil man nicht Allen geben und doch auch keinen beleidigen wollte. Nun begab es ſich, daß der General Tutſchkoff, am Abend nach meiner Abreiſe, vom Präfecten nach Hauſe ſich begebend, von der Bürgerwache arretirt wurde, obgleich man recht gut wußte, wer er war. Er verlangte zurück zum Präfecten geführt zu werden, es geſchah, und in fünf Minuten war er wieder frey. Am andern Morgen überſendet ihm der Präfect ein Billet. Der Gene-

Digitized by Google

ral hatte erwartet, daß er ihn ſelbſt beſuchen werde. Ohnehin ſchon aufgebracht, ſchickt er das Billet zerriſſen zurück, mit dem Beſcheid: „Napoleon hat mir auf dem Schlachtfelde meinen Degen zurückgegeben, ich bin alſo eigentlich kein Gefangener, und könnte mir meinen Aufenthalt in Frankreich nach Belieben wählen; ich that es nicht, um mein Schickſal nicht von dem meiner Unglücksgefährten zu trennen. Darum unterwarf ich mich freywillig dieſer Art von Gefangenſchaft, durfte aber um ſo eher hoffen, daß der Herr Präfect, ſowohl in Rückſicht auf meinen Stand als auf meine unbeſcholtene Aufführung, mir mehr Achtung beweiſen würde.

Es erfolgte keine Antwort. Der gereizte Präfect ließ den Schikanen des Commandanten freyen Lauf, und Eine derſelben war — ein täglich dreymahl wiederhohlter Appell. Natürlich wurde ich nun ſogleich vermißt, und, obgleich der General und Herr v. Hahn mit ihrer eigenen Freyheit ſich dafür verbürgten, daß ich am fünften Tage zurück ſeyn würde, ſo wurde dennoch meine Entweichung nach Paris rapportirt.

Indeſſen hatte ich mich den Armen meiner Wohlthäter zum zweyten Mahl mit tiefem Schmerz entwunden; auf der Diligence begegnete mir noch das Unglück, von einem edlen Nachbar beſtohlen zu werden, und ſo kam ich ſchon mißmuthig nach Dreux. Kaum hatte ich erfahren, was vorgegangen, als ich ſogleich zum Commandanten eilte, um ihm zu bewei-

ſen, daß ich kein Deſerteur ſey. Er ſpielte den Mitleidigen, ließ mich aber auf der Stelle, von einem Gensd'armen begleitet, zurück nach Verſailles zu dem General Ulemburg führen. Kaum hatten meine Cammeraden ſo viel Zeit, mir einige Unterſtützung zuzuſtecken.

Der General Ulemburg empfing mich ſehr artig, begriff wohl, daß ich kein Deſerteur ſey, hatte aber auch ſchon nach Paris an den Miniſter rapportirt, und die Antwort ſollte ich im Gefängniß abwarten, und zwar in demſelben, wohin man Diebe und Mörder ſperrte. Ich proteſtirte feyerlichſt dagegen, aber alles, was ich erlangen konnte, war eine ſchriftliche Empfehlung des Generals an den Gefangenwärter. Dieſem vortrefflichen Manne (er hieß Biſet) verdankte ich es vielleicht, daß mich die Verzweifiung nicht ergriff. Er überließ mir einen Winkel ſeines eigenen Zimmers, ließ mich zwar theuer bezahlen (denn ohne Eigennutz iſt ſelten ein Franzoſe), behandelte mich aber mit vieler Schonung und verſtattete mir manche Freyheit. Den meiſten Dank bin ich ihm ſchuldig für einen Brief nach Soiſſons, den er richtig beſtellt hat.

Acht ſchwere Tage verfloſſen. Es ſchien, als hätte man mich ganz vergeſſen. Eines Morgens begehrte ein Mann mit mir allein zu ſprechen. Es war der Bruder des ruſſiſchen Oberſten Radulphe de Gaumé, mit dem ich in Einem Corps diente, und von dem ich ihm die beſte Auskunft geben konnte.

Digitized by Google

Dieſer brave Mann hat mich nicht nur unterſtützt, ſondern auch oft durch ſeine angenehme Unterhaltung meinen Kummer verſcheucht. Er ſelbſt ging oft zum General, um meine Beſtimmung zu erfahren.

Endlich kam der Befehl, mich nach der Feſtung St. Malo zu transportiren. Ich durfte bey Radulphe noch ein Frühſtück einnehmen, machte Bekanntſchaft mit ſeiner liebenswürdigen Familie, und erhielt von ſeiner Güte noch ein Empfehlungsſchreiben nach St. Malo an eine Frau von St. Maur, welches mir in der Folge ſehr zu Statten kam. So trat ich meinen Weg etappenweis an. Ich mußte durch Dreux, hatte alſo das ſchmerzliche Vergnügen, alle meine Gefährten noch einmahl zu ſprechen. Es hieß, auch ſie würden bald aufbrechen müſſen, da die Gegenden um Paris jetzt das Kriegstheater zu werden ſchienen.

Ich fuhr über Allençon, Mayenne, Fugeres, und wurde überall wie ein fremdes Thier begafft. Am 15. Februar kam ich nach St. Malo. Der Commandant war unglücklicherweiſe in St. Sçavan, eine halbe Meile davon, und ich wurde von Pontius zu Pilatus geſchleppt, Niemand wußte, was man mit mir anfangen ſolle. Endlich wurde ich in den elendeſten Kerker geworfen, und dieſe Unbarmherzigkeit verdankte ich großtentheils dem Sergeanten von der Gensd'armierie. Dieſer Menſch hatte ſich unterſtanden, von meinem Kaiſer unan-

ſtändig zu ſprechen; ich hatte mir das Anfangs bloß verbethen, konnte mich aber am Ende auch nicht mäßigen, und nannte ihn einen dummen, impertinenten Franzoſen, über den ich klagen würde. Weil nun der Commandant nicht zugegen war, überließ man mich der Willkühr dieſes rohen Menſchen, der mich in einen Kerker, mitten unter die ſchmutzigſten Verbrecher, warf, wo ich mir ein Plätzchen auf der Diele ſuchen mußte. Ich weinte. Einige der Spitzbuben lachten mich aus, andere ſchlugen mir eine Partie Mariage vor, und verſicherten, es lebe ſich hier ganz gut, die Gefangenwärterinn ſey eine gefällige Frau, und creditire ſogar bisweilen ein Glas Branntwein.

In dieſer ſchrecklichen Lage fiel mir der Brief an Frau v. St. Maur ein. Die Gefangenwärterinn weigerte ſich lange, ihn zu beſtellen; meine Bitten, meine Thränen, und vorzüglich ein gutes Trinkgeld rührten ſie doch endlich. Der Himmel ging mir auf, als bald nachher dieſe edle Dame ſelbſt herein trat, um einem in verpeſteter Luft unter den niedrigſten Verbrechern ſchmachtenden Fremdling Troſt zu bringen. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ſie eine ci-devant war. Dieſer Engel weinte mit mir, verſprach, ſelbſt zum Commandanten zu gehen, ihm meine ſchreckliche Lage zu ſchildern, indeſſen aber für meine Bequemlichkeit zu ſorgen.

Sie verſchwand. Ihr Erſcheinen hatte mich etwas beruhigt, ich verſuchte zu ſchlummern — aber welch ein Erwachen! Die Spitzbuben ſchnarchten um

mich her. Ich ſaß bey einer trüben Lampe auf einem kleinen Bündel Stroh, mich floh der Schlaf. Um Mitternacht fing der Hofhund fürchterlich an zu bellen, die ſchweren Thüren raſſelten in ihren Angeln, eine Wache trat herein. Ein Gedanke flog mir durch den Kopf: ſie wollen dich ganz im Stillen erſchießen. Faſt ſchien der Tod mir gleichgültig. Es war die Patrouille, die bey einer Blendlaterne die Gefangenen überzählte. Mich fuhr der Unterofficier hart an: warum ich nicht ſchliefe? ich glaube, er hätte ſich an mir vergriffen, wenn nicht der Kerkermeiſter mit den Worten dazwiſchen getreten wäre: c'eſt un officier Ruſſe. Man zählte nun bis 43 — und der Ruſſe da, ſagte der Unterofficier, iſt der 44ſte. — Ich kann nicht beſchreiben, wie ſchmerzlich dieß einfache Wort mich ergriff! Dieſer Schimpf, zu einer ſolchen Rotte gezählt zu werden! Als die Wache fort war, brach ich in lautes Schluchzen aus, und mußte von manchem Verbrecher, den ich dadurch im Schlafe ſtörte, mich anſchnarchen laſſen: veux tu bien te taire, coquin de Ruſſe! — Ein paarmahl gelang es mir zu entſchlummern, aber dann weckten mich ſchnell die ſchrecklichſten Träume wieder. Bald kämpfte ich mit einem reißenden Thiere, bald ſtürzte ich von einem hohen Dache herunter. Doch war der Morgen noch unerträglicher, denn ich mußte die niedrigen Späßchen der Gefangenen hören.

Um 9 Uhr kam ein Gensd'arme, und hohlte

mich zum Commandanten. Gott! welche große Wohlthat ſchien mir der erſte Athemzug in friſcher Luft! Einige, die mir auf der Straße begegneten, ſchienen mich zu bedauern, andere warfen einen Coquin de Russe! hinter mir her. Der Commandant machte zwar eine kleine Entſchuldigung wegen des böſen Nachtquartieres, benahm ſich aber im Ganzen ſehr hochmüthig. Einige ſeiner politiſchen Fragen glaubte ich nicht beantworten zu müſſen. Darauf ſagte er mir ganz trocken, er habe bereits Befehl gegeben, ein Zimmer im Schloſſe für mich einzuräumen, bis dahin müſſe ich im Kerker vorlieb nehmen. Ich bath ihn um Alles in der Welt, mich nur nicht unter die Verbrecher zurück zu ſenden; gern wolle ich, auf das Strengſte bewacht, mit dem elendeſten Winkel mich behelfen. Das nannte der herzloſe Menſch Prätenſionen, die einem Staatsgefangenen nicht geziemten. Ich ſchwieg und ging. Doch gleich nach mir war Frau von St. Maur beym Commandanten geweſen, und ſchon um 11 Uhr führte mich der Platzadjutant in das Schloß. Es liegt nahe an der Stadt, iſt mit einem Graben und hohen Mauern umgeben, und der ganze inwendige Raum beſteht aus zwey kleinen dunkeln Höfen. Auf dem zweyten waren Wohnungen längs der Mauer für die Staatsgefangenen gebaut. Die meinige war ein kleines Haus, deſſen Möbeln ein Tiſch, ein Stuhl und eine Bettſtelle mit Stroh. Vor der Thür ſtand eine

Schildwache, die alle Stunden gewechſelt wurde. Jede Gemeinſchaft, jede Correſpondenz war mir verbothen, allein für Geld bekam ich Papier, Dinte und Bücher.

Niemand durfte mich beſuchen, außer dem Commandanten und den beyden Platzadjutanten, deren Einer beſondern Theil an meinem Schickſal zu nehmen ſchien. Leider erfuhr das der Commandant, und nun ſah ich ihn nicht wieder.

Suppe und ein Stück Fleiſch wurden für mein Geld mir täglich durch die Thür gereicht. Mit meinen Schildwachen gerieth ich bald in Händel, weil ſie ſich herausnahmen, zu mir in's Zimmer zu kommen, welches mir doppelt beſchwerlich fiel, theils wegen des ſchlechten Tabaks, den ſie ſchmauchten, theils weil ich alsdann mit gar nichts mich beſchäftigen konnte. Ich verbath mir alſo ihre Gegenwart, und ſie rächten ſich dadurch, daß in der Nacht jeder Ablöſende mich anrief, und ich folglich in jeder Stunde antworten mußte. Dennoch zog ich dieſe nächtliche Unbequemlichkeit der häßlichen Störung am Tage vor; ich verſcheuchte die Langeweile durch Leſen und Beſchäftigung; nur wenn ich an Soiſſons dachte, und an die Ungewißheit, wie lange dieſe ſchreckliche Lage noch dauern könne, ach! dann vermochte nichts meinen Kummer zu zerſtreuen!

Ich wußte, daß noch mehrere Unglückliche gleich mir und in meiner Nähe im Kerker ſchmachteten, allein

ich hatte ſie nie geſehen. So verſtrich ein Monath, als plötzlich in einer Nacht meine Thür ſich öffnete, der Platzadjutant mit Wache hereintrat und mir gebietheriſch aufzuſtehen befahl. Es klang fürwahr, als wolle man mich ſogleich in den Schloßgraben führen und erſchießen; es geſchah aber nur, um meine Papiere zu verſiegeln und mir alle Schreibmaterialien wegzunehmen. Ich blieb ruhig, denn ich wußte, daß unter meinen Papieren ſich nichts verdächtiges befand. Ein Plan von Soiſſons, den ich einſt in müßigen Stunden gezeichnet, war glücklicherweiſe nicht darunter, da ein Cameras ihn von mir geliehen und zurückzugeben vergeſſen hatte; das würde ſonſt mir böſe Händel zugezogen haben.

Nachdem der Adjutant alle Winkel durchſucht hatte, protocollirte er förmlich: daß ich der leibliche Sohn des ruſſiſchen Etatsraths Kotzebue ſey, und that die ſeltſame Frage an mich, warum mein Vater gegen Buonaparte ſchriebe? — Die Antwort blieb ich ihm ſchuldig, er packte alles zuſammen, ging und verdoppelte meine Wachen. Ich habe nachher erfahren, daß eine ſolche Unterſuchung bey mehreren Gefangenen geſchehen, allein warum? auf weſſen Veranlaſſung? das weiß ich nicht. Weit ſtrenger wurde ich ſeitdem bewacht, der Adjutant kam ſeltener und war immer ſehr ernſt.

So verfloſſen abermahls ein Monath und 8 Tage, bis — o guter Gott! — bis zu dem mir unvergeßlichen 4. April, als der Commandant, von

einer groſſen Menge Volks begleitet, in den Hof hereinſtürmte. Das entſetzliche Geſchrey vive le Roi! und das Schwenken der weiſſen Tücher überraſchte mich ſo ſeltſam, daß ich zitterte, ohne zu wiſſen warum. Als das Gedränge näher kam, hörte ich rufen: zu dem Ruſſen! zu dem Ruſſen! Der Commandant nahm den Weg zu meiner Thür — in Einem Augenblick füllte ſich die Stube mit Weibern und Männern, und Alles ſchrie: Vous êtes libre! vive le Roi! vive l'Empereur Alexander! Kaum konnte ich vernehmen, daß der Commandant mir glückwünſchend ankündigte: die Ruſſen wären in Paris, und ich ſey frey.

Ich konnte lange nicht ſprechen, ich war zu bewegt — es wurde ſtiller — ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall kam, plötzlich zu ſchreyen: vive le Roi! Das wurde ſehr gut aufgenommen. Man trug mich faſt auf den Händen aus meinem Kerker. Wir gingen nun zu den übrigen Gefangenen nach der Reihe, und ich genoß ſchon das himmliſche Vergnügen, ihnen ihre Befreyung mit anzukündigen, und Zeuge ihrer freudigen Ueberraſchung zu ſeyn. Die meiſten weinten überlaut, und konnten, gleich mir, nicht reden. Es waren eilf in allem.

Das Volk verlangte mit Ungeſtüm zu wiſſen, ob nicht noch welche verborgen wären? Der Commandant verſicherte auf ſeine Ehre, es ſey keiner mehr verhanden. Da verlief die Menge ſich nach und nach, und ich machte die Bekanntſchaft meiner ge-

weſenen Leidensgefährten, eines holländiſchen Oberſten, dreyer Capitains, eines weſtphäliſchen Barons und mehrer Franzoſen. Die letztern verſchwanden ſogleich. Die Fremden blieben noch. Wir zeigten einander unſere Zellen, jeder erzählte, wie es ihm ergangen; wir hatten alle ſo ziemlich einerley Schickſal gehabt. Mehrere wurden als Rebellen betrachtet, weil ſie, in der holländiſchen Nationalgarde, gegen die Franzoſen gefochten. Die Gattinn des Oberſten war ſelbſt nach Paris gekommen, um ihren Mann zu retten, da hatte der unmenſchliche Polizeyminiſter ihr eine Liſte derjenigen Gefangenen gezeigt, welche in St. Malo erſchoſſen werden ſollten. Der Nahme ihres Gatten ſtand oben an. Sie wurde ohnmächtig fortgetragen. Ob auch ich auf dieſer Liſte ſtand, weiß ich nicht. Der Befehl ſollte in den erſten Tagen des April ausgefertigt werden, allein die Ruſſen kamen früher nach Paris.

Ueberall empfing das Volk uns mit Jubelgeſchrey, als wir die Stadt beſahen. Sie liegt ganz in der See und iſt von einem prächtigen Wall von Steinen umgeben, der auch zum Spaziergange dient. Die Straßen ſind eng, manche Häuſer gut gebaut; an allen Ecken die ſchönſten Auſtern zu 10 Sous das Hundert. Ich eilte Frau v. St. Maur zu beſuchen, die mich ſehr gütig empfing. Sie hatte oft um die Erlaubniß angehalten, mir Braten und Wein zu ſchicken, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe mein Schickſal zu erleichtern, allein immer vergebens.

Digitized by Google

Das erbitterte mich ſo gegen den Commandanten, daß ich nicht ein Mahl Abſchied von ihm genommen habe.

Während es mir ſo übel ging, hatten meine Unglücksgefährten in Dreux in der übelſten Jahreszeit bey den ſchrecklichſten Wegen ausmarſchiren müſſen, um ihr Depot in Chartres aufzuſchlagen. Gleichen Befehl hatten noch viele andere Depots erhalten, und da, bey der Annäherung des Feindes, in allen Veranſtaltungen die größte Verwirrung herrſchte, ſo geſchah es, daß die Gefangenen und das Militär auf dem Marſche ſich kreuzten, und am Ende ſelbſt nicht wußten, wo ſie hin ſollten. Der Stärkere verdrängte den Schwächern. Kaum waren meine Cameraden in Chartres angelangt, als ſie ſchon wieder einem Dragonerdepot weichen mußten. Geht nach Orleans, hieß es, da iſt Platz genug. Aber in Orleans lagen zwey Cüraſſierdepots. Geht nach Breſt, rieth man ihnen, da findet ihr nur Matroſen. In Breſt fanden ſie ſchon den Befehl, ſie nach Rennes zu ſchicken. Obgleich auch dort ſchon Militär war, ſo erbarmte man ſich doch endlich der Ausgehungerten, halb Nackenden, und ſie blieben dort bis zu ihrer Befreyung. Uebrigens gibt es in der Bretagne und Normandie viele gute Royaliſten, welche die Gefangenen ſo freundlich behandelt hatten, daß vielen der Abſchied ſchwer wurde.

Als Ludwig XVIII. proclamirt wurde, mußten

Digitized by Google

ſie an der Spitze des Volks mit herumziehen, und die Adler abreißen ſehen. Den Präfect zwang das Volk, auf einem Balcon die weiße Cocarde anzuſtecken und vive le Roi zu ſchreyen. Dann wurde unſer General Tutſchkoff durch eine förmliche Deputation dringendſt erſucht, ſo lange das Amt eines Präfecten zu verwalten, bis der König einen andern einſetzen würde. Er hatte Mühe, es abzulehnen. Mir ſchrieb er, ich möchte nach Rennes eilen, um das allgemeine Entzücken zu theilen. Zugleich mit dieſem Briefe erhielt ich noch einen, von meinem Wohlthäter Letierce. Der bloße Anblick ſeiner Hand erſchütterte mich heftig. Er hatte den Sturm von Soiſſons glücklich überſtanden, und Gelegenheit gefunden, ſeine Familie nach Paris zu Herrn Berthalle zu ſchicken, wo ſie auch noch war.

Zwey Tage ſah ich in St. Malo dem Jubel noch zu, dann eilte ich nach Rennes, von da in Geſellſchaft meiner Cameraden nach Paris, wo das Wiederſehen der Letierceiſchen Familie mir Einen der ſchönſten Augenblicke meines Lebens gewährte. Ja, ihre Rettung verdankten ſie dem Briefe, den ich ihnen gebracht! Der General Winzingerode und mein guter Oheim, der General Roſen, hatten die Fürbitte ihrer unglücklichen Kriegscameraden ſogleich reſpectirt. Gott vergelte es ihnen! — Mir war dieſe Nachricht Erſatz für alle ausgeſtandene Leiden!

## Nachſchrift des Herausgebers.

Wenn gleich in der Erzählung des Gefangenen manche Klagen über Unbarmherzigkeit und Eigennutz der Franzoſen vorkommen, ſo wird doch jeder Menſchenfreund, der ungern mit Arndt an die Verworfenheit einer ganzen Nation glaubt, die erfreuliche Bemerkung machen, daß in Frankreich, wie überall, das Unglück Theilnahme findet. Wie manchen edlen Franzoſen hat der Gefangene von Polozk bis nach St. Malo angetroffen! und in welchem Lande in der Welt wäre es in ſeiner Lage ihm beſſer ergangen, als in Frankreich? — Sein von den Buonapartiſten gehaßter Nahme hat ihm nicht geſchadet; er war in Soiſſons ſo frey wie jeder Andere; er durfte ſogar nach Compiegne und nach Paris fahren. Nur als ſein Herz ihn zu der Unbeſonnenheit verleitete, ſich fünf Tage lang von Dreux zu entfernen, da verfuhr man härter mit ihm; aber in welchem Lande wäre nicht dasſelbe geſchehen? —

Digitized by Google

Der Verfaſſer hat, auf den erſten Blättern dieſer Schrift, ein Mahl ſeines unglücklichen Bruders erwähnt; dem Vater ſey vergönnt, dieſem geliebten Sohn hier noch ein einfaches, hochverdientes Denkmahl zu ſetzen.

Wilhelm v. Kotzebue, in Rußland geboren, reiſt in ſeinem ſechsten Jahre mit ſeinen Aeltern nach Weimar, verlor dort ſeine brave Mutter, und wurde nach Schnepfenthal zu dem berühmten Salzmann gebracht, wo er fünf Jahre blieb. Wenn gleich ſein zartes Alter ihm nicht erlaubte, ſich dort ſchon ausgebreitete Kenntniſſe zu erwerben, ſo verdankte er doch dem Erziehungsinſtitute in Schnepfenthal die Gewandtheit ſeines Körpers und die Reinheit ſeiner Seele. Wahrheitsliebender ward nie ein Knabe erfunden, als er, von einer Lüge hatte er keinen Begriff. Mit der kindlichſten Liebe hing er an dem wackern Salzmann bis an ſeinen Tod. Wenn alle Schnepfenthäler Zöglinge dort ſo empfänglich als Wilhelm für Natur, Wahrheit und Recht gebildet werden, ſo iſt dieſe Erziehungsanſtalt die erſte in der Welt; denn ſie liefert, wo nicht gelehrte, doch gewiß die beſten Menſchen.

Eilf bis zwölf Jahre mochte Wilhelm zählen, als er in ſein Vaterland zurückkehrte, und in Petersburg auf der alten berühmten Petriſchule ſeine Kenntniſſe erweiterte. Einige Jahre nachher, als ſein Vater ſich in Wien befand, wurde auch er dahin berufen, und trat nun in dem vortrefflichen Ingenieurcadetten-

corps ſeine militäriſche Laufbahn an. Hier erwarben ſein Fleiß und ſeine Aufführung ihm jederzeit die rühmlichſten Zeugniſſe.

Zum Jüngling herangereift, wünſchte er, beym nächſten Examen, in das öſterreichiſche Ingenieurcorps wirklich einzutreten; da aber ſolches in Oeſterreich Fremdlingen ungern verſtattet wird, ſo wurde er übergangen, obgleich er im Examen ſich ausgezeichnet hatte. Das ſchmerzte ihn tief, allein er erhielt unvermuthet eine glänzende Genugthuung. Seine kaiſerliche Hoheit, der Erzherzog Carl, dieſer große Feldherr und Kenner des Verdienſtes, war ſelbſt bey der Prüfung gegenwärtig geweſen, hatte wohl gemerkt, daß Wilhelm ſich keine gemeinen Kenntniſſe erworben, berief ihn zu ſich, ernannte ihn zum Fähndrich in ſeinem Regiment Deutſchmeiſter, und vertraute ihm den Unterricht der Cadetten. Der Oberſte dieſes Regiments, v. Faber, wurde ſein väterlicher Freund.

Schnell war er bis zum Oberlieutenant avancirt, als der Krieg 1805 ausbrach. Der Erzherzog vermehrte damahls den Generalſtab. Welche Ueberraſchung für den Jüngling, als ihm plötzlich, ohne daß er auch nur die mindeſte Ahnung davon hatte, angekündigt wurde, er ſey zum Hauptmann im Generalſtabe ernannt!

In dieſer Eigenſchaft machte er ſeinen erſten Feldzug mit dem Erzherzog Carl in Italien, wohnte allen Gefechten und der Schlacht bey Caldiero, ſo

wie den berühmten Rückzug durch Tyrol bey, und bildete ſich folglich in der beſten Schule zu ſeinem Beruf. Nach geſchloſſenem Frieden wurden ihm Meſſungen in Tyrol übertragen, und er fühlte unter den braven Tyrolern ſich ſehr glücklich.

Unterdeſſen war ſein vortrefflicher Oberſter Faber als General und Chef des Cadettencorps nach Wiener-Neuſtadt verſetzt worden, und auf deſſen Vorſtellung wurde Wilhelm in ſeinem drey und zwanzigſten Jahre Profeſſor der Mathematik und Kriegswiſſenſchaften bey jenem Corps, wobey er jedoch Hauptmann im Generalſtabe blieb, um, bey etwa wieder ausbrechendem Kriege ſogleich wieder den Degen zu ziehen; denn ſein Haß gegen Buonaparte war gränzenlos. Das Jahr 1809 gewährte ihm ſeinen Wunſch.

Damahls diente er zuerſt unter Sr. k. H. dem Erzherzog Johann, und tummelte ſich bey Preßburg herum. Die folgende Begebenheit würde unglaublich ſcheinen, wenn ſie nicht durch mehrere ſchriftliche Zeugniſſe erwieſen wäre. Für diejenigen, welche Wilhelm kannten, bedarf es auch ſolcher Zeugniſſe nicht, denn nie war ein Menſch entfernter von Prahlerey, als er.

Bekanntlich wurde vor Preßburg ein Brückenkopf angelegt, war aber noch nicht vollendet, und nicht mit Geſchütz verſehen. Eines Tages befand ſich Wilhelm mit 1500 Mann in dieſem Brückenkopf, er ſelbſt mit 500 in dem vordern Werke, die

Digitized by Google

übrigen 1000 zu beyden Seiten vertheilt, die Donaubrücke hatten ſie hinter ſich. Plötzlich debouchiren die Franzoſen aus dem Gehölze; man glaubt Anfangs, ſie wollen vorüberziehen, allein ſie umzingeln nach und nach den ganzen Brückenkopf. Wilhelm hatte nur vor ſich hingeſehen, und wegen der Flanken auf ſeine Cameraden zu beyden Seiten vertraut. Jetzt aber wurde er plötzlich gewahr, daß jene 1000 Mann bereits über die Brücke zurückgeeilt waren, er mit ſeinen 500 allein ſtand, und faſt ſchon abgeſchnitten war. Was blieb ihm übrig, als gleichfalls ſich zurückzuziehen. Das konnte aber nur unter einem feindlichen Kugelregen geſchehen; manche wurden wohl auch gefangen, ſo daß er mit nicht mehr als 60 Mann die Brücke erreichte. Der geſchmolzene Haufe drängte ſich hinüber — welch ein Schrecken, als Wilhelm in der Mitte der Brücke zwey Joche derſelben abgeworfen fand! es war geſchehen, um den Franzoſen das Nachdringen zu verwehren. Mehrere ſeiner Cameraden ſprangen raſch in die Fluthen, um ſich durch Schwimmen zu retten, allein er ſah vor ſeinen Augen ſie verſinken.

In dieſer verzweifelten Lage, den Feind vor ſich, den Strom hinter ſich, ließ Wilhelm ſeinen Haufen wieder Fronte machen; es wurde hin und her geſchoſſen, und in wenigen Minuten hatte er nur noch 5 Mann neben ſich. Einer fiel dicht an ſeiner Seite. Die Franzoſen konnten eben ſo wenig, als zuvor die Oeſterreicher, gewahr werden, daß ein

Theil der Brücke abgetragen ſey, ſondern meinten, der kleine Hauſe wolle ſie noch vertheidigen. Wilhelm pflegte oft mit Bewunderung zu erzählen, wie kaltblütig ein franzöſiſcher Oberſter bey der Brücke vom Pferde ſtieg, den Degen zog, ſich an die Spitze ſeiner Mannſchaft ſtellte, Marſch commandirte und nun auf der Brücke ſelbſt im Sturmſchritt verrückte.

In dieſem kritiſchen Augenblicke ſtellte Wilhelm dennoch die ſchnelle Betrachtung an, daß diejenigen ſeiner Cameraden, die in's Waſſer geſprungen, wohl nur deßhalb in den Wellen umgekommen ſeyn möchten, weil ſie zu haſtig ſich hineingeſtürzt, und vermuthlich der Beſinnung beraubt worden wären. Er hatte in Schnepfenthal ſchwimmen gelernt, das kam ihm jetzt zu Statten. Einen Brückenpfeiler umklammernd, ſchwang er ſich von der Brücke herab, rutſchte langſam an dem Pfeiler herunter, bis er an den Hals im Waſſer war, dann ließ er den Pfeiler fahren, und ſchwamm unter einem Kugelregen glücklich durch die Donau.

Sobald keine Oeſterreicher mehr auf der Brücke waren, ließ der General Bianchi mit Kartätſchen von jener Seite feuern, wodurch die Franzoſen viele Leute verloren, und alſobald in die Flucht gejagt wurden. Schnell wurde die Brücke wieder hergeſtellt, und ein Ausfall gemacht. Wilhelm nahm ſich nur ſo viel Zeit, das Waſſer ein wenig von den Kleidern zu ſchütteln, und eilte ſogleich mit hinaus,

um für die ausgeſtandene Angſt ſich zu rächen. Bey dieſer Gelegenheit erbeutete er eine Bataillonsfahne, die er dem Magiſtrat von Preßburg ſchenkte.

In der Schlacht von Wagram befand ſich Wilhelm mit einem vortrefflichen Dollondſchen Sehrohr auf einem einzelnen Thurme, und hatte den Auftrag, durch mehrere Guiden, die unter ſeinem Befehle ſtanden, Alles zu berichten, was er bemerken werde. Er rühmte oft, daß er damahls die ganze Schlacht wie auf einem Schachbrette vor ſich geſehen. Den Uebergang der Franzoſen über die Donau konnte er ſo deutlich bemerken, daß er ſogar zu unterſcheiden im Stande war, ob die Pferde lange oder kurze Schweiſe hatten. Er ſprach oft von einer großen Lücke, welche damahls mehrere Stunden lang in der franzöſiſchen Armee blieb. Ueberzeugt, daß das Einrücken eines nahen öſterreichiſchen Corps in dieſe Lücke der Schlacht eine ſehr vortheilhafte Wendung geben müſſe, rapportirte er ſeine Bemerkung einmahl über das andere; es mußten aber wohl Umſtände vorhanden ſeyn, welche die Benutzung derſelben hinderten. Er verließ ſeinen Thurm nicht eher, bis öſterreichiſche und feindliche Cavallerie ſich ſchon mehreremahl an demſelben vorbey hin und her gejagt hatten.

Der Friede hinderte ihn, einen kühnen Entwurf auszuführen, den er mit einigen Andern gemacht, und der bereits von Sr. Majeſtät dem Kaiſer gebilligt worden war. Sie wollten ſich, als

Spielleute verkleidet, nach Tyrol ſchleichen, (wo Wilhelm von ſeiner Meſſung her noch wohl bekannt war) und ſich an die Spitze der Landleute ſtellen.

Als auch dieſer Plan vereitelt war, trieb ihn ſein Haß gegen Buonaparte, engliſche Dienſte zu ſuchen. In Spanien unter dem groſʒen Wellington wollte er fechten. Lord Bathurſt, von den Verdienſten des Jünglings unterrichtet, engagirte ihn wirklich, und gab ihm eine Menge Briefe nach England und Spanien. Er vertraute ſich dem edlen Erzherzog Johann, der ihn lieb gewonnen hatte, und bath ihn um ein Zeugniß ſeiner bisherigen Dienſte als Empfehlung für die künftigen, welche er anzutreten im Begriff ſtand. Der feurige Erzherzog bewilligte ihm ſein Geſuch ſogleich, und freute ſich der muthigen Unternehmung, wurde jedoch bald von ſeiner kältern Umgebung erinnert, daß es, nach geſchloſſenem Frieden, nicht wohl thunlich ſey, öſterreichiſche Officiere nach Spanien zu ſchicken. Wilhelm mußte ſeinen Lieblingswunſch aufgeben. Allein die Abhängigkeit, in der nun Oeſterreich von Frankreich ſtand, machte ihm den bisherigen Dienſt zuwider, auch erwachte die Sehnſucht nach dem Vaterlande. Im Jahr 1811 eilte er in die Arme ſeines Vaters.

Se. Majeſtät, der Kaiſer Alexander, war ſo gnädig, ihm Anſtellung im ruſſiſchen Dienſte mit demſelben Range zu verwilligen, wenn er ſeinen Abſchied aus öſterreichiſchen Dienſten erlangen könne. Das

letztere hielt ſchwer. Er ſollte unter andern verſprechen, nie gegen Oeſterreich zu dienen, eine Bedingung, die er nicht eingehen konnte. Während des langen Hin- und Herſchreibens befand ſich Wilhelm in dem theuern Petersburg in einer etwas bedrängten Lage, da ſein Vater nicht im Stande war, ihm ſo viel zu geben, als er brauchte. Doch mit falſcher Schaam unbekannt, ertheilte er Unterricht in Kriegswiſſenſchaften, und erwarb durch eigenen Fleiß ſo viel als er bedurfte.

Endlich kam der Abſchied. Wilhelm trat in die Dienſte ſeines Vaterlandes, und wurde dem Corps des tapfern Herrn Grafen von Wittgenſtein zugetheilt. Schon vor dem Ausbruch des Krieges 1812 erwarb er ſich das Vertrauen dieſes großen Feldherrn in einem ſolchen Grade, daß derſelbe ihn zu einer geheimen, mit mancher Gefahr verknüpften Miſſion nach Preußen brauchte, deren er ſich zu gänzlicher Zufriedenheit ſeines Chefs entledigte.

Hierauf nahm er an den Kriegsoperationen ſo lebhaften Antheil, zeichnete ſowohl durch Tapferkeit als durch Geſchicklichkeit und Genialität in ſeinem Fache ſich ſo rühmlich aus, daß er in nicht mehr als 4 Monathen zuerſt den Annenorden auf dem Degen, dann den Wladimir-Orden, dann einen goldenen Degen, dann das Georgenkreuz erhielt, vom Hauptmann zum Oberſtlieutenannt avancirte, und bereits zum Oberſten vorgeſtellt war.

Mehr als einmahl wurde ſein Mantel von Kugeln durchlöchert, mehr als Ein Pferd fiel ihm unter dem Leibe.

Als die finnländiſchen Truppen unter dem General Steinheil in Riga angekommen waren, war es Wilhelm, den Graf Wittgenſtein nach Riga ſchickte, um die Operationen mit dieſem General zu verabreden. Daß er auf dieſe Weiſe zur Rettung von Petersburg, folglich, eingreifend in das Ganze, zu der Rettung ſeines Vaterlandes weſentlich beygetragen, iſt der einzige wirkſame Troſt des noch immer tief gebeugten Vaters.

Bey dem fürchterlichen Sturm auf Polozk war er wiederum Einer der Erſten in den Straßen, und nur ſein Pferd erhielt einen Streifſchuß. Aber ach! wenige Tage nachher, beym Verfolgen des Feindes — nicht einmahl bey einem Gefecht, ſprengte er zu raſch vorwärts. Seine wundergleiche Rettung auf der Brücke von Preßburg hatte ihn allzukühn gemacht; er ſpottete jeder Gefahr.

Eine feindliche Granate war gefallen, aber noch nicht geplatzt. Ohne es bemerkt zu haben, ritt er gerade auf die Gegend zu. Seine Cameraden hinter ihm warnten ihn durch ihr Geſchrey, allein ein ſtarker Wind hinderte ihn die Warnung zu hören. Die Granate platzte, und ein Stück derſelben ſchlug ihm beyde Kinnbacken entzwey.

Graf Wittgenſtein war tief betrübt. Er ließ ſogleich den ſchwer Verwundeten in einem beque-

men Wagen zurück nach Polozk führen, und forderte die Kunſt ſeiner geſchickteſten Wundärzte, ſo wie die menſchenfreundliche Pflege der Jeſuiten auf, ihn zu retten.

Wilhelm konnte weder ſprechen noch ſchlucken; es war ſehr ſchwer, ihm nur einige Flüſſigkeiten beyzubringen; dennoch wäre er vielleicht noch gerettet worden, denn er ſelbſt ſchrieb drey Wochen nachher eigenhändig an ſeinen Vater: „Gottlob! meine Wunden ſind außer Gefahr!“ Aber ein böſes Fieber trat hinzu, dem ſein durch Hunger geſchwächter Körper nicht widerſtehen konnte. Er ſtarb im 27ſten Jahre ſeines Alters, und nahm die ſchönſten Hoffnungen, den Stolz und die Freude ſeines Vaters mit in's Grab.

Noch während ſeiner letzten Krankheit beſchäftigte er ſich unabläſſig mit neuen militairiſchen Entwürfen. Es war ein allgemeines Urtheil der vornehmſten Officiere, daß er zum General geboren ſey; auch wäre er es nun gewiß ſchon längſt. Daß er aber nicht bloß ein ausgezeichneter Krieger, ſondern auch ein edler Menſch war, beweiſt die Freundſchaft, welche der Graf Wittgenſtein, der General d'Auvray, der Fürſt Repnin, der General Dirbitſch, der General Dörenberg und ſo manche andere Männer von anerkannter Vortrefflichkeit ihm gewidmet hatten. Als ſein Vater im Jahr 1813 nach Berlin zu dem Herrn Grafen Wittgenſtein berufen wurde, hat der ſtumme

Händedruck dieſer Männer, bey manchen ſogar die Thräne im Auge, dem unvergeßlichen Sohne die ſchönſte Lobrede gehalten!

Wilhelms Bruder, Otto, ein wackerer Seemann, tritt nun eine gefahrvolle Reiſe um die Welt an; der jüngere Bruder, Moritz, iſt auf's neue zum Kampfe gegen den Corſen ausgezogen. Möge, mit des Vaters Segen, auf beyden auch der Geiſt des Bruders ruhen! Kurz war Wilhelms Leben, aber wie wenige Greiſe dürfen ſich rühmen, ſo lange gelebt zu haben, als er!

Digitized by Google

Digitized by Google

17 | 5704

6

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

Digitized by Google